

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Band:** 40 (1925)  
  
**Artikel:** Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz : 1798-1848  
**Autor:** Wechlin, H.E.  
**Kapitel:** III: Die Bedeutung der Aargauischen Kantonsschule  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-44570>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

### III. Die Bedeutung der Aargauischen Kantonschule.

#### 1. Ihre Gründung und Entwicklung.

Die Gründung der Aargauischen Kantonschule im Jahre 1802 fällt noch in die Zeit der Helvetik. Es ist aber eine Frage, ob sich die Anstalt so günstig entwickelt hätte, wenn dem Lande nicht bald darauf durch Napoleon die Mediationsverfassung aufgedrungen worden wäre. Denn die Zeit der Helvetik war trotz ihrer Fortschritte und der Mannigfaltigkeit neuer Gedanken, doch eine Zeit der Zwietracht, der Zerrissenheit und der Staatsstürche. Die Periode von 1803—1813 hingegen war für die Schweiz eine Periode des Friedens und der Sammlung. Während unser Land in der Zeit der Helvetik wenig bereist worden war, treffen nun wieder viele Ausländer ein, um seine Schönheiten zu bewundern. 1804 erscheint Schillers „Wilhelm Tell“ und läßt die altberühmte Freiheit in neuem Lichte erglänzen. — Auch bei uns kommt die Romantik auf. Diese bringt die Schule auf's Studium der Volkssprache; ein Zeugnis hiefür ist Stalders „schweizerischer Idiotikon“. Heinrich Pestalozzi, Pater Girard und Emanuel von Fellenberg verkünden und verwirklichen ihre Erziehungsideale. 1808—1812 besteht eine „Gesellschaft für vaterländische Erziehung“.

Mit der Gründung seiner Kantonschule steht der Aargau den andern Kantonen voran, was sicherlich auf den Einfluß Stapfers zurückgeführt werden kann. Er ist eigentlich ihr geistiger Vater. — Auf die Notwendigkeit zur Gründung dieser Schule machte zuerst Bergdirektor und Nationalbuchdrucker Bruner aufmerksam in einem der Bürgerschaft von Aarau gewidmeten Aufsatz: „Vorschlag zur Errichtung einer Kantonschule“. Dadurch daß Senator Meyer bei einer Subskription auf sechs Jahre 80 Louis d'ors gab, war die Gründung der Kantonschule praktisch ermöglicht<sup>1</sup>. So heißt es in No. 6 der „Aarauer Zeitung“ vom Jahre 1816, daß man nur der Aargauischen Kantonschule ge-

<sup>1</sup> f. X. Bronner, Kurze Geschichte der Stiftung und des Fortbestandes der aarg. Kantonschule. S. 18—24. (Manuskript.)



denken dürfe, indem man den Mann erwähne, „ohne dessen Hilfe die Schule nicht bestände. Im Leben pflegte man ihn Vater Meyer zu nennen.“ Dieser ist so eng mit der Kulturgeschichte des Aargaus und mit der von ihm gegründeten Kantonschule verwachsen, daß es Pflicht ist, auf seine Persönlichkeit kurz einzugehen. Johann Rudolf Meyer<sup>2</sup> wurde am 25. Hornung 1739 zu Aarau geboren, als Sohn eines Weißgerbers. In der Stadtschule lernte er außer Rechnen und Schreiben nur noch den Katechismus, Gellert und etwas Latein. Aber durch einen jungen Geistlichen läßt seine Beschützerin, Susanne Meyer, ihn in der Erdbeschreibung unterrichten und Anleitung zum Zeichnen geben. Beides sollte für ihn später höchst wertvoll sein, wenn auch die Leute über etwas so Ungeheuerliches, wie Zeichenunterricht, die Nase rümpften. Mit vierzehn Jahren kommt der junge Meyer als Tausch ins Waadtland, um Französisch zu lernen. Zurückgekehrt machte er seine kaufmännische Lehrzeit bei einem Seidenbandhändler. Daneben beginnt er auf eigene Faust einen Tuchhandel, wobei seine Schwester, die einen kleinen Spezerei-laden besitzt, Vermittlerin ist. Allmählig hat er den Tuchhandel der ganzen Stadt in seinen Händen. Um seine Kenntnisse zu erweitern, beschließt er, ein Jahr lang zu reisen. So pilgert er mit 20 Jahren der Reuß entlang zum Gotthard hinauf, über die Furka und Grimsel und kleine Scheidegg. Die Schweizerreisen in die Berge waren damals so wenig üblich, daß die Hirten nicht begreifen konnten, was einer da oben suche, wenn er nicht ein Metzger oder Strahlenhändler sei (Bergkrystallhändler).<sup>3</sup> Seine Reise führte ihn dann durch Deutschland bis an die polnische Grenze. — Heimgekehrt handelt er mit Seidenbändern, und geht zu Fuß an die Jurzacher messen. Nachdem er sich verheiratet und käuflich ein Geschäft erworben, entwickelte sich dasselbe so rasch und umfangreich, daß er bald der reichste Mann des Kantons war. Seine Handelsbeziehungen reichten weit über die Schweiz und Europa bis nach Ost- und Westindien. Dennoch bleibt er bescheiden in seiner Denkart und Lebensweise. Die Stadt Aarau versorgt er auf seine Kosten mit Trinkwasser. Aber sein Hauptverdienst ist der nach 16-jähriger Arbeit entstandene Meyer'sche Schweizeratlas in 16 Blättern. Eine zweite große Tat besteht darin, daß er durch den Maler Reinhard von Luzern die Schweiz bereisen und in 136 Gemälden die Volkstrachten der Schweiz darstellen läßt. Die Einthunternehmung ist zugleich ein Denkmal J. R.

<sup>2</sup> a) Mii. Aa. II. S. 18/24. b) Vater Joh. Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. Eine Denkschrift von Ernst August Evers. <sup>3</sup> Mii. Aa. II. S. 19.

Meyers. Als Vorsteher der „Helvetischen Gesellschaft“ munterte er in Olten im Jahre 1793 dazu auf. — 1798 in den Senat der jungen Republik gewählt, reist er nach Basel, um dem französischen Geschäftsträger zu erklären, daß man dessen Hilfe nicht begehre. — Vater Meyer hatte schon längst die Überzeugung gewonnen, daß die Grundlage besserer politischer und sozialer Zustände in einer gediegenen Erziehung und Schulung zu suchen sei. Darum brachte er seine finanziellen Opfer durch Zusage seines bedeutenden Betrages und ermunterte seine Mitbürger, daß sie am 6. Januar zusammentraten und die Kantonsschule gründeten. Das war die schönste Tat seines Lebens für seinen Heimatkanton.

Die große Frage bei der Errichtung der Schule war zunächst: soll das Institut ein Gymnasium sein oder soll es mit einer Realschule verbunden werden? Man nahm den Mittelweg. Immerhin wurden vor allem die praktischen Berufe berücksichtigt, weil für die Gelehrtenberufe nur wenige Zuhörer sich meldeten. Am 6. Januar 1802 wurde die Schule eröffnet. Sie zählte 40 Schüler. Bis zum Herbst stieg die Zahl auf 80 und im Mai 1803 hatte die Schule eine Frequenz von 126 Schülern, eine Zahl, die erst erreicht und überschritten wurde nach ihrer Umgestaltung von 1835.<sup>4</sup> — Im Lehrprogramm ist vor allem die Mannigfaltigkeit der Fächer auffallend. Der Zögling hatte Gelegenheit, in einer Anstalt sich die vielseitigsten Kenntnisse anzueignen. Allerdings lag auch in dieser Vielseitigkeit die Gefahr der Oberflächlichkeit. Tatsächlich litt auch die Schule unter diesem System. „Das Grundübel lag darin, daß man in einer Schule jeden zu seinem besondern Berufe ausbilden zu können glaubte“.<sup>5</sup> Die Stadt widmete der Schule das obere Geschloß des ehemaligen Spitals. — Schon am Anfang zählte die Anstalt 31 französisch sprechende Zöglinge, meistens aus der Waadt.

Bereits nach zwei Jahren zog ein gänzlich neuer Geist in die Schule ein, als ihre Leitung aus den Händen des nicht besonders hervorragenden Hofmann in die des bedeutenden Philologen Ernst August Evers von Hannover überging.<sup>6</sup> Evers, ein Schüler des Philologen Theodor Wolf trachtete dieselbe nach dem Muster eines norddeutschen Gymnasiums allmählig umzugestalten. Er war ein ausgezeichnete Schulmann, nur in seinem Verfahren diktatorisch. S. Zimmerli nennt ihn

<sup>4</sup> U. Tuchschnid, die Entwicklung der Aarg. Kantonsschule von 1802—1902. Pr. K. 1901/02. <sup>5</sup> Schweizerische Literaturblätter. 1828. <sup>6</sup> O. Hunziker, Geschichte der Schweiz. Volksschule. II. Bd. S. 366.

in seiner Einleitung zu Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern“ einen Mann von einer an Herder erinnernden Tiefe, Kraft und Weite, der Ideen und des Strebens. Er hatte große Mühe die junge Anstalt aus dem philanthropisch-utilitaristischen Fahrwasser in dasjenige des Neuhumanismus hinüberzuleiten, wo ohne unmittelbar praktische Absichten Geist und Charakter männlich geschult und gestählt und für die Hochschule reif gemacht werden sollten, vor allem an dem neuen Leben erweckenden Geist der Alten. Es erscheint fast unglaublich, daß an der Schule im Winter 1804/1805 weder im Deutschen, noch im Französischen, noch in vaterländischer und allgemeiner Geschichte unterrichtet wurde, daß dagegen zehn Stunden für Latein, fünf Stunden für Griechisch und nebenbei sechs Stunden ausschließlich für Algebra und vier Stunden für den Religionsunterricht eingesetzt wurden.<sup>7</sup>

In der ersten Periode, d. h. bis zum Jahre 1813, da die Anstalt verstaatlicht wurde, zählte sie drei Abteilungen, die folgende Bestimmungen hatten: 1. Die Realschule beschäftigte sich mit der allgemeinen Menschen- und Bürgerbildung und mit der besonderen des Kaufmanns und Fabrikanten. 2. Die humanistische Schule ist Vorbereitungsanstalt zur Akademie für zukünftige Staatsdienerschaft. 3. Die französische Schule hat den Unterricht in der deutschen Sprache für geborene Franzosen zum Hauptzweck.<sup>8</sup> Durch Beschluß vom 7. Mai 1813 wurde die Kantonsschule verstaatlicht und damit war die Zukunft der Anstalt ökonomisch gesichert. — Während in der ersten Periode der Schule die humanistische Abteilung das Aschenbrödel gewesen war, trat in der zweiten die realistische Richtung zugunsten jener zurück. Aus diesem Grunde geschah die Gründung der Gewerbeschule. Sie wurde ins Leben gerufen, um den darin aufgenommenen Jünglingen „die unentbehrlichen höheren Vorkenntnisse zur gedeihlichen Betreibung bürgerlichen Gewerbes zu geben.“<sup>9</sup> Die zweite Hauptperiode, welche von 1813—1835 reicht, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo ein neues Schulgesetz eine wesentlich veränderte Lage schuf, stand im Zeichen innerer und äußerer Kämpfe. Bereits Hofmann spricht davon, wie er mit allerlei Hindernissen zu kämpfen hatte. Schon die Gründung der Kantonsschule hatte Schwierigkeiten vorurteilhafter Art überwinden müssen. Man war nun einmal gegen alles Neue skeptisch, wobei nicht zu vergessen ist, daß Aarau die erste Kantonsschule in der Schweiz besaß, was ihr auch anderseits eine

<sup>7</sup> Zi. Ca. S. XVI/XVII. <sup>8</sup> A. Tuchschnid. S. 58. <sup>9</sup> A. Tuchschnid. S. 63.

angesehene Stellung unter den übrigen Kantonen verschaffte. — Auch später fehlte es der Schule nicht an Unfechtungen. Man muß sich jetzt schon klar machen, daß Aarau und besonders die Kantonschule gerade in dieser Zeit das Zentrum der verschiedenartigsten, oft entgegengesetzten Charaktere war: leidenschaftliche Köpfe, wie die ehemaligen Burschenschaftler Follen, Menzel, Rochholz — konservative Naturen wie der Dichter A. E. Fröhlich und der Philologe R. Rauchenstein, zwischen ihnen ein Görres, Laßberg, Bronner, Voß u. a. — Der schwerste Vorwurf traf die Schule durch die Behauptung, sie erziehe die Schüler nicht zu Freunden, sondern zu Feinden des Volkes. Diese Behauptung warf gewaltigen Staub auf, und man geriet einander tüchtig in die Haare. Von verschiedenen Seiten wurde die Schule gegen die in Schrift und Wort gefallenen Angriffe in Schutz genommen, so von den in Basel studierenden ehemaligen Kantonschülern und in der Großratsitzung vom 29. Februar 1832 von Professor R. Rauchenstein, welcher als Vertreter von Brugg im Großen Räte saß.<sup>10</sup> — Beinahe 50 Jahre hat dieser überaus tüchtige und hochbegabte Altphilologe an der aargauischen Kantonschule gewirkt und am geistigen Leben des Aargaus einen solchen Anteil gehabt, daß es sich geziemt, eine kurze Zeit bei ihm zu verweilen. Einem alten Aargauer Geschlecht entstammend, wurde Rauchenstein am 2. Mai 1798 in Brugg geboren. Er besucht das Berner Gymnasium und die dortige Akademie und betreibt das Studium des Hebräischen und Arabischen. 1818 bezieht er die Universität Breslau, wo Franz Passow und K. E. Chr. Schneider auf ihn besonderen Einfluß üben. Bei einer Preisauflage über die „Zeitfolge der olynthischen Reden des Demosthenes“ gewinnt er den ausgesetzten Preis. 1820 verläßt er die Universität Breslau, um im Januar 1821 bei Fellenberg eine Lehrstelle zu übernehmen. Ende des gleichen Jahres erhält er die Ernennung zum Professor der klassischen Sprachen an der Aargauischen Kantonschule. 1834 wurde er durch seine Brugger Mitbürger in den Großen Rat gewählt; 1831—1838 ist er Mitglied des Kantonschulrates und des Kirchenrates und verschiedene Male Mitglied der Bibliothekscommission. Oftmals hat er auch das Amt eines Rektors bekleidet. 1843 wurde er von der Universität Basel zum Doktor der Philosophie ernannt. 1866 trat er mit einem Ruhegehalt von seinem Lehramte zurück, behielt aber bis 1870

<sup>10</sup> A. Schuhmann, Aarg. Schriftsteller. Rudolf Rauchenstein. S. 73/104.



noch einige Stunden in den obern Klassen. Bis zu seinem Tode im Jahre 1879 hatte er das Inspektorat in den klassischen Sprachen inne. — Seine besondere Aufmerksamkeit hat Rauchenstein schriftstellerisch auf Demosthenes, Lyfias und Sokrates gewendet. Von ihm stammen aber auch Abhandlungen über Pindar und die attischen Tragiker und Thukydides. — Rauchenstein war natürlich Befürworter des humanistischen Gymnasiums und hat für dieses manche Lanze eingelegt, so in seinen „Bemerkungen über den Wert der Altertumsstudien auf Gymnasien und höheren Lehranstalten“ (1825) und „die Zweckmäßigkeit der alten Sprachen in unseren Gymnasien, mit besonderer Rücksicht auf die aargauische Kantonschule“ (1850). In dieser Schrift widmet er auch dem geistigen Vater des Gymnasiums, E. A. Evers, ein besonderes Kränzchen: „... Vorzüglich aber warf der geistvolle Mann seinen Blick auf die Richtung des Gymnasiums, dessen Bedürfnisse man fühlte, zwar mit kleinem Anfang und spärlich an Klassen. Es verdankt ihm die erste Gestaltung. Er zog die besten Köpfe, die in den untern Klassen Fähigkeiten und Lust zeigten, an sich, widmete diesen seine meiste Zeit, wie er es nach jenen Einrichtungen konnte und mußte. Also mitten aus dem wesentlich auf dem Gedanken einer Realschule gegründeten Institut entstand ein Gymnasium, darum, weil ein solches eben ein Bedürfnis und eine Notwendigkeit war“.<sup>11</sup> Dem Schulwesen im allgemeinen und der Kantonschule im besonderen hat er in verschiedenen Abhandlungen seine Beachtung gewidmet, so in seinen Schriften: „die drey Perioden der aargauischen Kantonschule“ (Aarau 1828) und „ein Blick auf die Schicksale der aargauischen Kantonschule“ (1835), ferner in einer „Übersicht über den Bestand des aargauischen Sekundarschulwesens im Herbst 1852“. — Politisch war R. Rauchenstein Anhänger der konservativen Partei und in diesem Sinne mit dem Dichter A. E. fröhlich eng befreundet. Politischen Charakter trägt seine Abhandlung: „Wie die Schule, ohne zu politisieren, die Schweizerjugend für die Republik bilden und erziehen soll“ (Aarau 1845); „Der Streit um die katholische Kantonschule in Graubünden, von einem konservativen Aargauer“ (Pädagogische Revue von Dr. Mager, 7. Bd., Stuttgart 1843). Sehr interessant und gründlich, wenn auch historisch heute unhaltbar ist sein Aufsatz: „Winkelried's Tat bei Sempach ist keine Fabel“ (Aarau 1861). Zum Schlusse seien noch drei Biographien aus seiner

<sup>11</sup> R. Rauchenstein, Die Zweckmäßigkeit der alten Sprachen in unseren Gymnasien. S. 6.

feder erwähnt: „Zur Erinnerung an Herrn Domdekan Aloys Voß“ (Programm der aargauischen Kantonschule 1858), „Über Karl Magers Aufenthalt in Aarau 1841—1844 (in: Dr. Magers Leben, aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatnachrichten dargestellt von W. Langbein, Stettin 1852); „Dr. A. E. Fröhlich“ (in: Der Schweizerbote, 1865, Nr. 288).

Mit dem Jahre 1835 trat das neue Schulgesetz in Kraft, welches treffliche Neuerungen brachte, aber auch die Ursache zu den unliebsamsten Vorkommnissen war. Zugleich verursachte sie sogar einen dichterischen Niederschlag, in dem der Hauptverletzte A. E. Fröhlich sich in poetischer Form wegen seiner Zurücksetzung rächte. — Da wir die Entwicklung der Kantonschule bis etwas über die Hälfte des ersten Jahrhunderts zu verfolgen haben, ist nur noch zu erwähnen, daß, als 1855 das eidgenössische Polytechnikum gegründet wurde, die Gewerbeschule den Charakter einer Vorbereitungsanstalt für die eidgenössisch technische Hochschule erhielt. Gleich hier sei auch bemerkt, daß verschiedene Lehrer der Gewerbeschule später einen Lehrstuhl am Polytechnikum inne hatten und unter ihnen wiederum ein ehemaliger deutscher Flüchtling von hohem wissenschaftlichem Können, der Chemiker Dr. Volley.

## 2. Die frühere Umwelt der deutschen Flüchtlinge.

Um ihr Volk gegen Napoleon aufzureizen, hatten mehrere deutsche Fürsten ihm eine freie Verfassung versprochen. Aber von den größeren Staaten hielten diese Versprechungen nur Bayern, Baden und Württemberg, die ehemaligen Mitglieder des von Napoleon gestifteten Rheinbundes und führten in Bayern und Baden im Jahre 1818, in Württemberg, wo der König ausnahmsweise freisinniger war, als die Stände, im Jahre 1819 eine konstitutionelle Verfassung ein, während Karl August in seinem kleinen Sachsen-Weimar als Bahnbrecher politischer Freiheit in Deutschland bereits im Jahre 1816 eine freie Verfassung gegeben hatte.<sup>12</sup> Anders in Preußen. „Die Bauern wurden zur Leibeigenschaft und zum Frohndienste zurückgeführt. Der Grundsatz von Gleichheit vor dem Gesetze wurde aufgehoben und der Adel erhielt von neuem die politischen und sozialen Vorrechte, welche er im 18.

<sup>12</sup> U. Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter-Frieden von 1871. I. Bd. S. 435.



Schlagwort „deutsches Volkstum.“ Jahn war das Vorbild und der Leiter der Turnerschaften. Was wollten eigentlich diese Burschen- und Turnerschaften? Königsmord, Umsturz und dergleichen wurde ihnen später vorgeworfen. Im Grunde genommen strebten sie eine geistige Revolution an. Hauptmittel für diese war ihnen das Turnen und das Schulwesen. Auf den Turnplätzen herrschte die unbedingteste Gleichheit; der Sohn des vornehmsten und des einfachsten Mannes waren gleich gekleidet; alle verband das brüderliche „Du.“ Nicht der Vornehmste, sondern der Geschickteste wurde Vorturner. Das war republikanische Gleichheit. Neben Vaterlandsliebe wurde Feinheit der Sitten gefordert. Das andere Mittel war das Schulwesen, die Jugenderziehung. Als die Studenten aus den Freiheitskriegen zurückkehrten, erkannten sie, daß Deutschlands Heil in der Jugend liege. Sie beschloßen daher sich hervorzutun durch ein ernstes, fleißiges und moralisches Leben und Streben, um jetzt schon in engerem Kreise das zu bewerkstelligen, was sie dereinst für das große Vaterland bezweckten. „Gott, Freiheit, Vaterland“ war ihre Losung.<sup>17</sup> — Am 18. Oktober 1817 fand das Wartburgfest statt.<sup>18</sup> Es war Reformationsfeier und zugleich Feier der Schlacht bei Leipzig. Redner waren der Theologiestudent Rieman, die Professoren Fries und Ofen. Ofens Rede tut sich besonders dadurch hervor, daß er ausdrücklich davor warnt, zur Partei herabzusinken. Während nachher die Masse auseinanderging, begab sich ein kleiner Teil der Versammlung auf den etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden entfernten Wartenberg, wo die Siegesfeier bei Leipzig begangen werden sollte, welche nicht mit der eigentlichen Wartburgfeier verwechselt werden darf. Hier fand des sogenannte Wartenbergfeuer statt. Der Berliner Maßmann trat vor, erinnerte an die Verbrennung der Bannbulle durch Luther und wies auf einen Korb, welcher die dem Feuertode bestimmten Bücher enthielt: Schriften von Janß mit Anklagen gegen das Turnwesen; den Code Napoleon; K. U. von Kampf, Coder der Gendarmerie; K. E. Hallers Restauration der Staatswissenschaft; Kokebues Geschichte des deutschen Reiches; im ganzen etwa zwanzig Schriften. Ein preussischer Ulanenschnürlieb, ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock wurden ihnen ins Feuer nachgeworfen.<sup>19</sup> Dieser Vorgang warf in Deutschland gewaltig Staub auf. Natürlich wurde der Tatbestand ent-

<sup>17</sup> Wit-Döring I. S. 166. <sup>18</sup> D. G. Kieser, Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. H. F. Maßmann, Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817. <sup>19</sup> H. F. Maßmann. S. 43/46.



stellt. Die Nachricht, die Bundesakte der heiligen Allianz seien, und zwar unter dem Vorsitz von Oken, verbrannt worden, reizten die Machthaber nur noch mehr. Tatsächlich waren weder Oken noch einer der andern Professoren beim Wartenbergfeuer anwesend gewesen.<sup>20</sup> Indes erhielt diese Angelegenheit erst recht eine unheilvolle Wendung, als am 23. März 1819 ein Teilnehmer an der Wartburgfeier, der schwärmerische Student Sand, den Staatsrat Kozebue in Mannheim ermordete. Die Folge dieser Tat war, daß Metternich die deutschen Fürsten zu einer Konferenz nach Karlsbad einlud, wo die sogenannten Karlsbaderbeschlüsse gefaßt wurden. Diese bestimmten, daß Bücher und Zeitungen einer Zensur unterworfen, daß die Universitäten unter scharfe Aufsicht gestellt, daß aber vor allem Burschenschaften und Turnvereine aufgehoben würden. Diese Bestimmungen sollten für ganz Deutschland gültig sein. Ferner wurde eine besondere Untersuchungsbehörde gewählt zur Verfolgung demagogischer Umtriebe. — Diese Karlsbaderbeschlüsse wurden strenge durchgeführt. Jede Reise eines Burschen erregte Verdacht. Freiheitslieder zu singen oder patriotische Abzeichen zu tragen, genügte, damit einer in der Kerker geworfen wurde. — Es ist nun klar und höchst begreiflich, daß im Handeln und Denken unabhängige Männer sich nicht unter ein solches System beugen konnten. Es blieb ihnen daher nichts anders übrig — wollten sie nicht ins Gefängnis wandern — als dahin zu fliehen, wo in ihren Augen goldene Freiheit herrschte, in die demokratische Schweiz, die von jeher allen Flüchtlingen Schutz gewährt hatte. — Es dürfte daher hier an der Stelle sein, über das schweizerische Asylrecht einige Worte zu sagen.<sup>21</sup> Einmal ist festzustellen, daß von jeher alle religiösen und politischen Parteien in der Schweiz Zuflucht gefunden haben, ohne Rücksicht auf Stand und Person, auf Nation und Sprache, auf Konfession und politische Ansichten, wenn auch natürlich von Angehörigen verwandter Richtungen das Asylrecht am meisten in Anspruch genommen wurde. Es fanden in der Schweiz u. a. Aufnahme: Hutter, Carlsstadt (1523—1530), die vertriebenen Hugenotten (1673—1750), die englischen Religionsflüchtlinge (1557) und die von Karl II. verfolgten englischen Republikaner, die englischen Prediger (1676), die Waldenser und die Flüchtlinge der französischen Revolution. Unter den monarchistischen Emigranten wären zu nennen: Louis Philipp von Orléans (Lehrer in Reichenau), Herzog Karl von Braunschweig, König Gustav

<sup>20</sup> D. G. Kiefer. S. 25. <sup>21</sup> Paul Schweizer, Geschichte der Schweiz. Neutralität Huber 1895. N. F. F. 1889 No. 169/171.

Adolf IV. von Schweden und verschiedene Napoleoniden; kurz die Vertreter der verschiedensten religiösen und politischen Parteien. Von der neuesten Zeit wollen wir absehen. — Die Schweiz hat aber durch ihr Asylrecht nicht nur oft schwarzen Undank geerntet, sondern sie geriet des öfters dadurch auch in politische Verwicklungen mit dem Auslande.<sup>22</sup> Dies war besonders in der Restaurationszeit der Fall. „Man befürchtete im Ausland, daß Schriftsteller, die ihr ‚Anwesen‘ in Deutschland nicht mehr frei treiben könnten, sich in der Schweiz niederlassen würden, und von dort aus mit Hülfe der Aarauer- und anderer Pressen Deutschland mit den Mißgeburten ihrer Feder heimsuchen könnten.“ (Bericht des preussischen Gesandten Armin vom 12. Oktober 1819).<sup>23</sup>

### 3. Die Tätigkeit der deutschen Flüchtlinge und der mit ihnen im Verkehr stehenden Persönlichkeiten an der Aargauischen Kantonschule.

Unter den zahlreichen Flüchtlingen, die an der Aargauischen Kantonschule sich betätigten, ist zeitlich der erste und ein Flüchtling besonderer Art

Franz Xaver Bronner,<sup>24</sup> denn er entfloß nicht den Verfolgungen eines despotischen Herrschers, sondern dem Kloster. Am 23. Dezember 1758 zu Hochstädt a. d. Donau als der älteste Sohn eines armen Ziegelbrenners geboren, empfing er seine Erziehung im Jesuitenkloster Dillingen und nach dessen Aufhebung im Seminar Neuburg. 1776 tritt er als Novizze ins Benediktinerkloster Donauperd ein. 1777 wird er unter dem Namen Bonifacius zum Mönch eingekleidet. In den Jahren 1777—1781 vervollständigt er seine Ausbildung vor allem durch mathematische und physikalische Studien. 1783 empfängt er die Priesterweihe, aber durch die Mißgunst seines Prälaten und durch andere Umstände wird ihm das Klosterleben verleidet. Er flieht in die Schweiz. In Zürich hat er das Glück, der Schützling von Salomon Gessner zu werden.

<sup>22</sup> Schweizerische Zeitfragen No. 19: Gastfreundschaft und Hausrecht an Hand geschichtlicher Tatsachen. <sup>23</sup> XIX. Jahresbericht der hist.-antiq. Gesellschaft in Graubünden: Pieth, Zur Flüchtlingshege in der Restaurationszeit. S. 10. <sup>24</sup> Franz Xaver Bronners Leben von ihm selbst geschrieben (bis 1794 reichend). J. Widmer, Franz Xaver Bronner, Diss. Zürich 1901. A. Schuhmann, Aarg. Schriftsteller.

Bronner hatte schon früher Idyllen gedichtet; jetzt geriet er völlig in den Bann dieser Dichtungsgattung und man kann von einer eigentlichen Abhängigkeit Bronners von Geßner sprechen. In Zürich entstanden „Die Wanderer auf dem Berge“, „Der Traum“, „Das erste Feuer auf Erden“, „Alint am Ufer“, „Die erste Fischerin“ u. a. m. 1786 erschienen seine Fischergedichte und Erzählungen, für deren Titelblatt Geßner eine hübsche Vignette zeichnete. — Auf das Versprechen hin, daß er keine Strafe zu gewärtigen habe und ihm eine selbständige Pfarrei oder Professur zugewiesen würde, entschloß sich Bronner, in sein Kloster zurückzukehren. Da dieses Versprechen jedoch nicht eingelöst wurde, verließ er 1793 dasselbe endgültig und wandte sich wiederum in die Schweiz. Nach einem Abstecher ins Elsaß, wo er zunächst Weltgeistlicher hatte werden wollen und die französische Revolution von ihrer dunkelsten Seite kennen lernte, traf er zu Beginn des Jahres 1794 wieder in Zürich ein.

Zu diesem Zeitpunkte endet auch Bronners Auto-Biographie: „Franz Xaver Bronners Leben, von ihm selbst erzählt.“<sup>25</sup> Sie umfaßt drei ansehnliche Bände und ist vor allem von kulturhistorischem Interesse. Sie muß vom streng geschichtlichen Standpunkte aus sehr vorsichtig betrachtet werden, da das subjektive Moment stark in den Vordergrund tritt, und Bronner sein Tun und Handeln stets im besten Lichte zu zeigen bestrebt ist, wenn er sich auch den Anschein gibt (manchmal nur allzudeutlich), daß er stets Selbstkritik übe. Damit ist nun durchaus nicht gesagt, daß wir seinen Aussagen nicht vertrauen dürfen, nur stellt er manchmal die Verhältnisse so dar, wie sie ihm eben passen. Es ist aber zu seiner Rechtfertigung zu sagen, daß Bronner durchaus nicht für das Klosterleben geschaffen war, und daß sein Eintritt ins Kloster ihm geradezu aufgezwungen wurde, indem seine Mutter und der Dorfgeistliche die Sache miteinander verabredeten. Seine Schilderungen sind recht lebendig und plastisch, wenn sie manchmal auch zu breit geraten. Sie entsprechen ganz der Tendenz jener Zeit und haben einen stark romantisch-sentimentalen Anstrich, was sie stellenweise fast ungenießbar macht. Sobald die Handlung monoton zu werden droht, weiß indes der Verfasser geschickt Anekdotchen einzuflechten und scheut auch das Pikante nicht. Vielleicht trug gerade dieser Umstand dazu bei, daß das Buch seinerzeit viel gelesen wurde.

<sup>25</sup> Zürich, Orell, Geßner, Füssli & Co. 1795/97. 3 Bände.

1794—1798 war Bronner Redaktor der „Zürcher Zeitung.“ In den Jahren seiner Zürcher Redaktionstätigkeit erschienen nebst kleinen Plaudereien und Skizzen wie „Poetische Landschaft und Sittengemälde aus den Gegenden der Limmat“,<sup>26</sup> „Kleine Reise über den Sägerberg“,<sup>27</sup> „Schweizerlied, dem Feinde an der Grenze entgegen zu singen“<sup>28</sup> und „Die gute Seite des Krieges“,<sup>29</sup> seine „Neuen Fischergedichte und Erzählungen.“<sup>30</sup> In seinem Vorwort an Herrn Professor J. Hottinger in Zürich erklärt er, wieso er dazu komme, gerade Fischeridyllen zu dichten: „Erinnern Sie sich, daß ich sieben Jahre lang täglich ein Fischerdorf, das sog. Ried, eine Vorstadt von Donauwerd mit all seiner Geschäftigkeit, und noch andere kleine Flußinseln vor Augen hatte; daß ich noch jetzt eine Landschaft, durch die sich weder Fluß noch Bach hinwindet, die weder ein spiegelnder Teich noch einen See verschönert, für uninteressant und tot halte; und daß ich am Wasser immer wieder Fischer anzutreffen gewohnt bin, mit denen ich so gerne Bekanntschaft mache und so gerne in gutem Vernehmen stehe: dann werden Sie es begreifen, wie sich meine Phantasie allmählich mit Fischern bevölkern konnte. Die meisten Stücke dieser Sammlung entstanden bei verschiedenen Anlässen des täglichen Lebens und sind kleine Vorfälle aus meiner eigenen Geschichte ins Gewand der Dichtung gehüllt.“<sup>31</sup>

Später war Bronner Sekretär bei Stapfer, dem Minister der Künste und Wissenschaften, und zuletzt, bevor er nach Aarau kam, in Basel Bureauchef des Justizministeriums unter Sprecher von Bernegg. Aber dort wird ihm durch Dolder das Amt verleidet; durch Johann Rudolf Meyer wird er nach Aarau berufen. Leider gibt uns Bronners Biograph, J. Widmer, gerade über die Aarauer Zeit eine etwas mangelhafte Auskunft. Zuerst ist Bronner Assistent beim Historiker Balthasar und Aufseher im Schloßli-Convikt. Im Jahre 1804 wird er als Lehrer für Naturwissenschaft und Mathematik an die neugegründete Kantonschule gewählt. Es ist von Bedeutung, daß dieser Mann, der vom Leben so gehörig in die Fucht genommen worden war, ein Mensch, der die Welt fast nach allen Seiten hin kannte, der mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Verkehr gestanden und von einzelnen in hohem Maße beeinflusst worden war, nun in stiller Lehrtätigkeit hier an der Kantons-

<sup>26</sup> Helv. Kalender fürs Jahr 1795. II. Abt. S. 25/50. <sup>27</sup> Helv. Kalender fürs Jahr 1797. II. Abt. S. 47/56. <sup>28</sup> Helv. Volksblatt fürs Jahr 1798. No. 16. <sup>29</sup> Helv. Volksblatt fürs Jahr 1798. No. 18. <sup>30</sup> Neue Fischergedichte und Erzählungen Zürich. O. G. f. <sup>31</sup> Neue Fischergedichte und Erzählungen. S. 10/11.



schule seine Kenntnisse verwertete. Auch an der Kantonschule beschäftigte er sich außer mit seinem Hauptpensum in mannigfaltiger Weise. Am Anfang erteilte er auch Gesangsunterricht, kam aber wieder davon ab. Evers sagt in seinem Bericht von 1806 über Bronner: „Bronner erklärte außer dem allem (nämlich Mathematik und Naturwissenschaft) theoretisch und praktisch die Regeln des deutschen Stils. Er las zu dem Ende mit seinen Schülern die „ars poetica“ des Horaz und zeigte die parallele Anwendung der dort gegebenen Regeln auf die Kunst des schönen prosaischen Vortrages. Zur praktischen Erlangung der Kunstgriffe und Feinheiten, der Darstellung, dienten auserlesene Stellen aus Vossens Homer, aus Ossian, Wieland u. a. Auch Schillers „Wilhelm Tell“ wurde in dieser Absicht interpretiert und zu Übungen in der Deklamation benutzt. Solcher Unterricht hielt Lehrer und Schüler in Atem.“ Anderseits erlebte Bronner auch allerlei Ärger; besonders seine Autobiographie, die in einzelnen Punkten Selbstanklagen enthält, wurde vielfach mißbraucht, besonders zu der Zeit, wo Bronner die Stelle eines Rektors bekleidete. Die Schüler fanden darin eine angenehme Rache, für die Strenge, welche er zuweilen in dieser Eigenschaft entwickeln mußte. Er war aber in jeder Hinsicht liebens- und achtungswürdig und als Gelehrter allgemein anerkannt.<sup>32</sup>

Während Bronners erstem Aaraueraufenthalt entstehen neben kleinen unbedeutenden Erzählungen die beiden Epen „Das erste Kind“ und sozusagen als Fortsetzung „Der erste Krieg“<sup>33</sup>, eine Dichtung, die namentlich wegen ihrer Friedensidee beachtenswert ist. Das Epos, welches I. Mose IV., 16–26 und I. Mose V, 9–15 zur Grundlage hat, entwickelt in sechzig Gesängen die Entstehung der Protomachie zwischen den Nachkommen Kains, den Menschenkindern und denen Seths, den Gotteskindern. — Bronner leistet sich indes den Spaß, 109 handelnde Personen auftreten zu lassen.

Da unter Evers alles zugunsten klassischer Studien benachteiligt wurde, schmolzen auch die Lehrstunden Bronners mehr und mehr zusammen. Deshalb folgte er einem Ruf als Mathematikprofessor an die neugegründete Universität Kasan in Rußland. Auf der Reise dorthin<sup>34</sup> besuchte er in Weimar den Dichter Wieland. Er hatte ihm schon früher den ersten Teil seiner Protomachie geschickt und brachte ihm nun eigen-

<sup>32</sup> Mii. Cr. I S. 403. <sup>33</sup> Der erste Krieg. In 60 meterischen Dichtungen. 2 Bde. Aarau, Sauerländer 1810. <sup>34</sup> Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Aarau nach Kasan. In: Miscellen für die neueste Weltkunde. 5. Jahrgang 1811. 23. u. 26. Jan.

händig den zweiten Teil. Wieland kritisiert an dieser Dichtung hauptsächlich die Versifikation, während er ihm anderseits Originalität, Dichtergeist, Edelsinn, reiche Phantasie zugesteht; allerdings meint er, das Werk werde schon wegen seines großen Umfangs nicht viele Leser finden.<sup>35</sup> Der Briefverkehr mit Zschokke (teilweise in den Miscellen für die neueste Weltkunde 1811 und 1816 erschienen) und mit Tobler verbindet ihn mit seiner zweiten Heimat. Schlechter Geldwert, Unsicherheit und ein Brandunglück<sup>36</sup> verleiden ihm den Aufenthalt in Kasan, sodaß er 1817 nach Aarau zurückkehrt, als Lehrer der Mathematik und später der Naturwissenschaften an der Kantonschule. In dieser Epoche machte er auch die Bekanntschaft eines Follenius, Friedr. List, Wolfgang Menzel u. a. Letzterer spricht sich allerdings in seinen „Denkwürdigkeiten“<sup>37</sup> in so gehässiger Weise über Bronner aus, daß wir hier nicht darauf eingehen wollen. — 1820 wurde Bronner Bürger von Aarau und verheiratete sich mit einem Landmädchen. — Er nimmt teil an der naturhistorischen Klasse der „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ und hat auch einmal das Präsidium inne. Als 1827 der Bibliothekar J. Balthasar zum Regierungsrat seiner Heimat, des Kantons Luzerns, gewählt ward, wurde Bronner sein Nachfolger und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode 1850. „Diese Wahl war insofern glücklich, als Bronner mit der größten Genauigkeit und Ordnungsliebe die größte Gewissenhaftigkeit verband; auch gelang es ihm, den bedenklichen Unregelmäßigkeiten und der Unordnung, die sich seit geraumer Zeit eingeschlichen hatten, ein Ende zu machen. Er hielt es für seine höchste Aufgabe, die ihm anvertraute Sammlung zu bewahren, dagegen trat er einer fortschreitenden Entwicklung eher entgegen, weil diese ihn aus dem gewohnten Geleise gebracht hätte. Dies war besonders in seinem vorgerückten Alter der Fall.“<sup>38</sup> 1829 wurde Bronner auch Staatsarchivar und bekleidete dieses Amt mit Vorliebe. Als Archivar war er überaus fleißig und tüchtig, sodaß ihm das Staatsarchiv in Aarau außerordentlich viel verdankt.<sup>39</sup>

Im Mittelpunkt von Bronners dichterischem Schaffen während seines zweiten Aaraueraufenthaltes (1817—1850) stehen die „Lustfahrten ins Idyllenland“<sup>40</sup>, die eine gewisse Senilität und jeden-

<sup>35</sup> Euphorion Bd. XIII. 1906. <sup>36</sup> Der Brand von Kasan; in: Erheiterungen Jahrg. 1816. I. Bd. S. 61/95. <sup>37</sup> Me. De. S. 171. <sup>38</sup> Katalog der aarg. Kantonsbibliothek. I. Bd. S. XXX. <sup>39</sup> Gütige Mitteilung von Herrn Dr. H. Herzog, Staatsarchivar in Aarau. <sup>40</sup> Lustfahrten ins Idyllenland; gemüthliche Erzählungen und neue fischergedichte. 2 Bände. Sauerländer 1833.

falls Bronners Hang zum Moralisieren aufweisen. Immerhin merkt man ihnen an, daß sie aus der Feder des Epigonen S. Geßner stammen, und durch ihre Lieblichkeit, Unmittelbarkeit und Naivität haben sie uns dennoch etwas zu sagen. In seinem wirklich reizenden Briefwechsel mit Laura offenbart der Dichter, was er unter Lustfahrten versteht und wohin sie führen: „Ein reges, unverdorbenes Völklein handelt vor meinen Augen; mich ergötzen seine Anstrengungen, sich hilfloser Dürstigkeit zu erwehren, seine unschuldige Tätigkeit, sein mutiges Streben, sich durch Fleiß emporzuschwingen. Redliche Gesinnungen leuchten uns aus diesen Taten hervor, unverdorbene Sitten gestatten jedem, offen zu äußern, was er empfindet und will. Rüstige Tätigkeit entmutigt die Einwohner nicht, mit Frohsinn verrichtet er sein Werk . . . Meine Uferbewohner kennen die Beschwerden des Lebens, besiegen sie aber durch rührige Ausbeutung ihrer Kräfte; ein erreichbares Glück ist die Aufgabe ihrer Wirksamkeit, ein Zustand seliger Zufriedenheit, nach gelungenem Tagwerk, ein frohes Dasein bei selbsterworbenen Gütern. . . . Zu diesem Völklein führt mich, sobald ich will, ein dienstfertiger Schiffer, Phantasmus, der artige Junge, und dies Ländchen heiße ich meine idyllische Inselwelt.“<sup>41</sup> Bronner, der im Grund genommen Moralist war, widmete auch Jahre „den zweimal sieben Werken der Barmherzigkeit“ und der „Lebensweisheit des Rechtschaffenen.“

Was das rein Geschichtliche anbetrifft, so war Bronners nüchterne Quellenbehandlung einer seiner Vorzüge. Das erkannte auch der Verleger der „Gemälde der Schweiz“, Huber und ersuchte ihn den Aargau zu behandeln. Das tat er auch in vorzüglicher Weise in seinen zwei Bänden: „Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert.“<sup>42</sup> Nach einer Übersicht des Landes geht der Verfasser in die erste historische Zeit zurück, behandelt zunächst die römischen Altertümer und dann diejenigen des Mittelalters. Es folgt eine Geschichte des neuen Freistaates Aargau von 1798—1815. Die natürliche Beschaffenheit des Landes besprechend, geht er in geradezu bewundernswerter Weise

<sup>41</sup> Lustfahrten ins Idyllenland; gemütliche Erzählungen und Fischergedichte. 2 Bde. Sauerländer 1833. S. 7/9. <sup>42</sup> Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Städte, Flecken, Dörfer u. Weiler, sowie der Schlösser, Burgen u. Klöster; nebst Anweisung, denselben auf die genussreichste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- u. Hausbuch für Kantonsbürger u. Reisende, von Franz Xaver Bronner, Kantonsbibliothekar. St. Gallen und Bern. Huber & Co. 1844.

bis auf die kleinsten fachmännischen Details ein. Einen weiteren Abschnitt widmet er dem Volk. Er gibt eine Übersicht der Ehen, Geburten und Sterbefälle von 1816—1839, geht auf die körperlichen Eigenschaften ein, berücksichtigt Gestalt und Tracht der Einwohner, behandelt das Sanitätswesen, den Vermögenszustand des Kantons, die Landwirtschaft und Viehzucht, Bergwerke, Jagd, Handels- und Fabrikwesen; Münzen, Maße und Gewichte beschließen den ersten Band. Der 2. Band berücksichtigt mehr das geistige Leben. Gleich anfangs kommt Bronner auf die Landessprache zu reden und gibt Proben aargauischer Mundart. Dann folgt eine genaue Darstellung des Unterrichtswesens von den ältern Anstalten bis hinauf zur Kantonschule. Ein weiterer Abschnitt gilt der Dichtung von den Minnesängern bis zu den lebenden Dichtern. Auch die bildende Kunst und Gesang und Musik werden dargestellt. Nachdem er kurz die Gesellschaften, Sammlungen und Kantonsbibliothek gestreift hat, geht er auf die Zustände und Sitten des 13.—18. Jahrhunderts ein. Dieser Abschnitt bietet auch allerlei volkshundlich Interessantes. Einer näheren Betrachtung würdigt er den Staat als solchen und zwar vom 10. Jahrhundert an, speziell auch die Staatsverwaltung. — Katholisches und reformiertes Kirchenwesen werden in gleich objektiver Weise dargestellt; zu diesem Abschnitt hat er jahrelang Stoff gesammelt. Der 2. Band schließt mit „nützlichen Angaben zur Bereisung des Kantons Aargau.“ — Wie aus der Vorrede „Schreiben an eine Freundin“ zu ersehen ist, hat Bronner seine Geschichte nur auf Quellenstudium aufgebaut, was ihr eben besonderen Wert verleiht. So fußt Müllers „Geschichte des Aargaus“ in vielen Beziehungen auf Bronner. Wenn auch natürlich in mancher Hinsicht von der neueren Forschung überholt, so ist Bronners „Aargau“ dennoch ein heute noch durchaus beachtenswertes und mit Interesse zu lesendes Werk. —

Seine geschichtlichen Kenntnisse und seine Gründlichkeit im Verwerten von Quellen zeigte Bronner auch in seiner „Abenteuerlichen Geschichte Herzog Werners von Urslingen, Anführer eines großen Räuberheeres in Italien, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, nebst einer Übersicht der Geschichte der Herzoge von Urslingen im Schwarzwalde.“<sup>43</sup> Abgesehen davon, daß er als Erster den Nachweis geleistet hat, wieso und seit wann die Urslinger den Herzogtitel führen, zeigt er uns in Werner eine der markantesten Condottiere-Gestalten jenes Zeit-

<sup>43</sup> Nach gleichzeitigen Schriftstellern treu geschildert von Franz Xaver Bronner, Aarau 1828 Sauerländer.



alters. „Ein Jahrzehnt hindurch (von 1341—1351) hatte seine Geschicklichkeit, große Schwärme unbändiger, raubgieriger Knechte in Ordnung zu halten, wichtigen Einfluß auf die Ereignisse Italiens. Seine Geschichte zieht sich wie ein schwarzer Faden durch das Bild der Vorfälle jener Tage hin und es schien mir nicht uninteressant, an diesem Faden die Darstellung der Sitten jenes Zeitalters und die Beschreibung der Leiden der damals Lebenden anzureihen.“<sup>44</sup> Die Geschichte Werners von Urslingen ist zu mindesten ein recht interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte des 14. Jahrhunderts.

Der Vater Bronners war früh erblindet; es ist eine ergreifende Stelle in Bronners Autobiographie, wie der Sohn nach langen Jahren in die Heimat kehrt und der blinde Vater ihn nicht mehr kennt. Das gleiche Schicksal traf ihn selbst. In hohem Alter erblindete er ganz. Damit er eine Lebenseristenz habe, kaufte ihm die Regierung für 6000 Franken seine Bibliothek ab. So hatte der Greis wenigstens materiell einen kummerlosen Lebensabend. Er starb in seinem 92. Lebensjahr im August 1850.

Ohne Bronner können wir uns das geistige Leben in Aarau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum mehr denken. Er gehört zum geistigen Bild der Aarestadt.

Von 1819—1867 haben vier in der deutschen Literatur bedeutende Männer an der Aargauischen Kantonschule den Deutschunterricht erteilt. Es waren dies Ernst Münch von 1819—1821, Adolf Ludwig Follen von 1822—1827, Abraham Emanuel Fröhlich von 1827—1835 und Ernst Ludwig Rochholz von 1836—1867. Zwei von ihnen sind gebürtige Deutsche, einer, Ernst Münch ist in seiner ganzen Gesinnung (er war wie die beiden ersteren deutscher Burschenschafter) Deutscher und nur der Fabeldichter Fröhlich ist ein waschechter Schweizer. Alle vier Männer waren Gelehrte, alle auch Dichter in weitestem Sinne des Wortes und alle haben das literarische Leben des Aargaus befruchtet, jeder auf seine Weise.

Unter den vier Genannten tritt chronologisch an erste Stelle

Ernst Münch.<sup>45</sup> Im schicksalschweren Jahre 1798 erblickt

<sup>44</sup> Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen. S. VII. <sup>45</sup> a) A. D. B. Bd. XXII. S. 714/15. b) Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellektuelle und sittliche Leben von 1815/35 in der Schweiz, in Deutschland und den Niederlanden von Ernst Münch, Karlsruhe 1836.

er im damals noch österreichischen Städtchen Rheinfelden das Licht der Welt. Seine Jugendbildung empfängt er bei den Jesuiten in Solothurn und besucht nachher die Universität Freiburg, wo er juristische und philologische Studien betreibt. Er ist begeisterter Burschenschafter, verurteilt hingegen die Tat Sands. Bei den Demagogenverfolgungen wäre es ihm aber dennoch an den Kragen gegangen, wäre er nicht Schweizer gewesen. Nach seiner Rückkehr nach Rheinfelden ist er eine Zeitlang Substitut, ein Beruf, der ihn jedoch nicht befriedigt, so daß er die ihm durch Vermittlung von Vock (siehe S. 102) angebotene Professur für deutsche Sprache an der Aargauischen Kantonschule mit Freuden annimmt.

Im Jahre seiner Anstellung (1819) erschienen von Münch in Basel die „Epopöen“, eine Sammlung von Gedichten, die heute sehr begrenzten Wert besitzt, ihn aber seinerzeit bekannt machte. Viel wichtiger erscheint uns eine hübsche Schilderung von Geist und Leben in seinem neuen Wirkungsfeld, die er uns in seinen „Erinnerungen“ gibt: „Ich betrat Aarau mit schwerem Herzen. Kanzleiman und Poet zugleich, aber im geringsten nicht auf Philologie und Pädagogik eingerichtet, mußte ich, nachdem mir im ganzen 14 Tage Zeit zu einiger Vorbereitung für sechs Klassen gegönnt wurden, an die Arbeit gehen. Aarau liegt in einer der schönsten Gegenden der Schweiz und von verschiedenen Punkten, die ganz leicht in der Nähe beschritten werden können, hat man eine wundervolle Aussicht nach mehreren der reizendsten Partien der klassischen Schweiz. Wie wenig andere kleine Orte, hatte es eine Geschichte, die nicht nur in der älteren, sondern selbst vorzüglich in der neueren Zeit von hohem Interesse ist. Als habsburgische Stadt, als Provinzstadt unter Bern, als eine der Hauptpunkte während des Bauernkrieges unter N. Leuenberger, sodann durch seine Schilderhebung wider das starke Bern und als Sitz der helvetischen Regierung, machte es sich einen bekannten Namen. . . . Eine Reihe schöner Wohnungen waren während der helvetischen Periode entstanden, und französische Sitte mischte sich immer mehr mit den alten deutschen Begriffen und der schweizerischen Lebensweise. Verschiedene ausgezeichnete Männer ließen sich in seinen Mauern neben den Helden der neuesten Zeit nieder und betrieben das Aufklärungsgeschäft. Aber obgleich durch den neuen Zustand der Dinge viel Tüchtiges, Körniges und Ehrwürdiges abgeschliffen und ein Liberalitätsphilistertum, sowie eine Dressurbildung vorherrschend wurden, so ging im ganzen sehr viel Gutes aus ihm hervor und nur die Kleinheit des Ortes, der Verhältnisse und der Hilfsmittel wehrte manche

Intelligenz und geistige Kraft, die auf einem größeren Schauplatz sicher gegläntzt haben würde, sich mehr auszudehnen. Dadurch bekamen natürlich Persönlichkeiten und kleinliche Leidenschaften Spielraum genug und mehr als ein guter Kopf schien oft Talent und Zeit mehr dazu zu verwenden, um anderen das Leben zu verbittern, als das in beschränktem Raume einzig Mögliche und Erreichbare ruhig auf- und durchführen zu helfen.“<sup>46</sup> Münch gibt uns Charakterbilder einer ganzen Anzahl von Männern, die zu seiner Zeit in Aarau lebten und wirkten. Er führt uns vor, um nur bedeutende Namen zu nennen: Kortüm, Gerlach, Mönnich, Menzel, Görres, Rud. Meyer (den Enkel des Vater Meyers), Zschokke, Bronner, Rengger, Herzog, Fetzner, Schmiel, Tanner u. a. Aber er trägt seine Farben grell auf und will zu sehr mit Licht und Schatten wirken. Er ist zu subjektiv, Sympathie und Antipathie sprechen ein zu gewichtiges Wort. Historisch können wir uns auf seine Schilderungen nicht unbedingt verlassen, aber als Zeitgemälde ist das Ganze wertvoll, wenn wir es mit kritischem Blicke betrachten.

Da Münch ein sehr unbehüllicher Mensch war und ihm jede pädagogische Begabung fehlte, wurde er oft der Spott seiner Zöglinge. Sein Bestreben ging daher darauf aus, an einer Universität eine Geschichtsprofessur zu erhalten, da er zudem einen besondern Hang zum Vorlesesystem besaß. Er betrieb vor allem Studien zur Reformationsgeschichte und wandte seine Aufmerksamkeit zunächst auf drei markante Gestalten, die ihm sozusagen als Vorläufer dienen sollten, auf Ulrich von Hutten, Charitas Pirckheimer und Franz von Sickingen.

Da das gesellschaftliche Leben in Aarau zu jener Zeit recht bewegt war, bot sich nur zu oft die Gelegenheit, von der Arbeit abgehalten zu werden. Denn Münch gehörte auch zu jener Tafelrunde, die sich im „Weißen Rößli“ während des Jahres 1821 fast jeden Abend versammelte, sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte und über die mannigfaltigsten Fragen politischer und literarischer Art, oft sich in hitzigen Disputationen erging. „Den einen und andern Abend wurde das Gespräch etwas stiller und nahm einen solideren, gemesseren Charakter an. Ein schlanker, hagerer Mann mit hoher Stirne, zurückgetriebenen Haaren, in blauem Unterrocke, von scharfen Gesichtszügen, abwechselnd bleich und rot mit unruhigen, blitzenden Augen, welche sich jedoch in die tiefen Höhlen zurückzogen, gleichfalls ängstlich, als

<sup>46</sup> Mü. Er. I S. 398.

ob sie zu viel verkündigt, mit einer Art stolzen Schüchternheit, saß dem Obristen St. gegenüber und hörte meist schweigend den Unterredungen zu. Bisweilen ließ er sich mit hineinziehen und entwickelte langsam und ruhig mit rührender Einfachheit und in gewählten Worten, hie und da ein wenig mit dem Ausdruck ringend, seine Ansicht. Bei manchen Gegenständen der Politik schwieg er gänzlich, zeigte eine vollkommene Gleichgültigkeit; bei anderen schien es, als durchführe ihn die Erinnerung an alte Zeiten, die dunkle Ahnung eines geträumten seltsamen Traumes; Lächeln und Schmerz gleiteten dann rasch, und wie in ein incognito von krankhafter Muskelverzerrung gehüllt, sich der profanen Neugier zu verraten, die Furchen des Antlitzes herab; man sah, es trieb ihn, sich mitzuteilen, und doch gebot ihm die Rücksicht auf sich selbst, seine Empfindung, sein Urteil zu unterdrücken. Nur, wenn von Schweden, was man übrigens absichtlich vermied, und was daher nur durch Zufall oder durch einen neu hinzugekommenen Gast veranlaßt werden konnte, die Rede vor, wurde er gegen Gewohnheit lebhaft, und ergriff nicht selten das Wort, um das Lob dieser Nation zu verkünden, und die Vorzüge Bernadottes als feldherr und Regent, gegen kurzsichtige und ungerechte Verfleinerungen in Schutz zu nehmen. Dieser Mann war kein anderer als der ehemalige König von Schweden, Gustav Adolf IV., der Enkel Gustav Wasas, der sich unter dem Namen eines Obrist Gustavson in Aarau aufhielt.“<sup>47</sup>

Im Jahre 1821 erschien der 1. Band des „Hutten“. Die Idee entstand schon zu Münchs Studienzeit in Freiburg. J. J. Stolz, der Verfasser der Schrift „Über den Streit des Erasmus mit Hutten“ und J. H. Füßli in Zürich schickten ihm allerlei Material zu. „So schrieb ich denn unaufhörlich die größeren und kleineren Schriften Ulrichs selbst ab und niemals ging ich an den Gerichtstisch (als Substitut in Rheinfelden) oder zu einer Kommission aufs Land, ohne so einen Paß mitzunehmen und wenn auch nur einige Stunden für meine Lieblingstätigkeiten übrig blieben. So war ich mit einer ziemlichen Ausbeute Huttenicis nach Aarau gekommen und so ging es fort, mit Vernachlässigung der gehäuften Stöße von Kompositionen der Kantonschüler.“<sup>48</sup> Orelli in Zürich, Freiherr von Laßberg auf Eppishausen unterstützten den jungen Gelehrten. Görres (1820–1821 in Aarau) schrieb für ihn an mehr als einen Ort hin. Viel Teilnahme bewies der Freiherr von Stein,

<sup>47</sup> Mü. Er. II 48/49. <sup>48</sup> Mü. Er. II S. 39.



der kurze Zeit zuvor auf seiner Reise den Weg nach Aarau genommen hatte, um die dortigen wissenschaftlichen Sammlungen sich anzusehen. An der Arbeit zeigen sogar höchste Persönlichkeiten ihr Interesse, wie Karl August von Sachsen-Weimar, Prinzessin Marianne Wilhelm von Preußen, ferner ein Gneisenau, Arndt, Wessenberg, Uhland u. a. Daneben erfährt Münch aber auch manche Anfeindung. Einer schrieb ein ganzes Buch, welches gegen Münch, Hutten und seine Ausgabe gerichtet war. Er nannte Hutten den ersten Stifter des deutschen Demagogismus, den ersten deutschen Carbonaro, einen politischen Karl Mohr usw.<sup>49</sup> — Indes wurde Münch in seiner Huttenausgabe namentlich durch seinen väterlichen Ratgeber Heinrich Zschokke unterstützt. Das ersehen wir am besten aus den Briefen, die Münch von Zschokke erhalten hat und die als Anhang zum 2. Band seiner „Erinnerungen“ nebst denjenigen von Trorler beigelegt sind.<sup>50</sup> In einem Brief vom 6. Hornung 1819 verspricht Zschokke, sich in Zürich für M. zu verwenden, damit die Hutteniana, die sich in der Wasserbibliothek befanden, ihm überlassen würden.<sup>51</sup> Am besten diente er aber wohl Münch dadurch, daß er Proben in seinen „Erweiterungen“ aufnahm. — Aber auch sonst ist Zschokke stets Berater und Ermunterer. In einem Briefe vom 10. April 1819 bezeichnet er die Ermordung Kozzebues als eine Abscheulichkeit, „die erste Tat ihresgleichen auf deutschem Boden, und was das Schlimmste durch die Folgen werden könnte, das Unbesonnenste, was in diesem Augenblick zum Nachteil deutscher Freisinnigkeit, Preßfreiheit, Lehr- und Lebensfreiheit auf Hochschulen geschehen konnte“. Dieser Ausspruch ist bezeichnend in dem Munde eines Mannes, den seine Feinde einen Erzrevolutionär nannten. 1820 erschienen bei Joh. H. Schwarz in Schaffhausen die „Helvetischen Eichenblätter“, eine Gedichtsammlung von Ernst Münch. Sie enthalten in ihrem ersten Teil aus der Feder Münchs ein Trauerspiel aus der Zeit des Kaisers Vespasians, in welchem ein römischer Feldherr in Konflikt gerät zwischen der Treue zu seinem Vaterland und der Liebe zu einer Gallierin. Der Plan zu diesem Trauerspiel reicht ebenfalls in Münchs freiburger Studentenzzeit zurück.“ Ich wählte die ergreifende Geschichte des Julius Sabinus und der Gallierin Eponine, nach einem Roman von Buchholz, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach. In einer Reihe glücklicher Abende, auf dem Schloßchen der Frau von Greiffeneck, oder am Ufer

<sup>49</sup> Mü. Er. II. S. 40/42. <sup>50</sup> Mü. Er. II. S. 382/432. <sup>51</sup> Mü. Er. II. S. 382.

der Dreisam zwischen Bäumen und Gesträuchern, war die Sache zuletzt glücklich zustande gebracht.<sup>52</sup> Dieser Tragödie fehlt vor allem der dramatische Nerv. Namentlich wird die Handlung durch unzählige, endlose Monologe und Dialoge gehemmt. Das Ganze liest sich indes als historisches Gemälde doch recht angenehm. — Der 2. Teil bildet eine Gedichtsammlung. Münch ist als Herausgeber am meisten vertreten. Geschichtlichen Balladen und patriotischen Gesängen gibt er den Vorzug: „Geistesgruß an Schiller“ (S. 157), „Der Schwur im Rütli“ (S. 159), „Des Barden Fluch“ (S. 174). (In einer Anmerkung weist Münch darauf hin, daß „Des Barden Fluch“ sich auf einen abscheulichen Mord beziehe, den der Tyrann von England, Eduard I., durch die Hinrichtung aller Barden in den Gebirgen von Wales beging, in der Absicht, durch das Blut der letzten Freiheitsherolde den Überrest von Begeisterung im unterjochten Volke zu ersticken), „Arnold von Winkelried“ (S. 201) u. a. Der feinsinnige aargauische Lyriker H. R. Tanner ist der Dichter von „Alpenrose“ (S. 149), „Die Lilie“ (S. 179), „Mutterglück“ (S. 129), „Am Abend“ (S. 200). Auch Wolfgang Menzel, der just in jener Zeit in Aarau verweilte, spendete in seinem Gedicht „Der Guten Lebewohl“ (S. 207) einen kleinen Beitrag. Dieser Sammlung wegen rühmt nun Zschokke Münch und spricht ihm große Gewandtheit im Rühren der Lyra zu. Er wünscht ihm zugleich, daß er als Dichter einen großen Gegenstand wählen möge, würdig die Aufgabe seines Lebens zu sein. Immerhin weigert sich Zschokke, eine Rezension in der „Aarauerzeitung“ zu bringen. „Ich tauge schlecht zum Rezensenten.“ Ist das nicht eine Ausflucht? Wollte er Münch schonen? Zschokke war ja ein Diplomat! Der Briefverkehr zwischen beiden dauert bis 1826. Von Freiburg aus berichtet Münch von Verhaftungen wegen demagogischer Umtriebe, und Zschokke weiß mancherlei von der philhellenischen Propaganda zu erzählen. Am 9. März 1826 dankt er Münch für die Blumen zu den „Erheiterungen“. Außer den eben genannten Briefen Zschokkes befinden sich im Anhang noch diejenigen P. V. Troglers, eines Mannes, dessen nähere Bekanntschaft wir in unserer Betrachtung des „Lehrvereins“ machen werden. Trogler war untröstlich wegen des Todes seines Knäbchens Vital. Auf dessen Tod verfaßt Münch ein Gedicht, über das Trogler gerührt ist. „Ich finde in ihrer Blume auf Vitals Tod eine herzliche Zartheit, die mich oft erquickt. „Trogler beklagt sich, daß

<sup>52</sup> Mü. Er. I. S. 272 ff.

in der Schweiz das Drama so wenig behandelt werde. Mit einem Freunde sei er darauf gekommen, daß er, Münch, der geeignetste wäre, um es einzuführen . . . . Ich wäre fast versucht, Ihnen zu prophezeien, daß das geschichtliche Drama Ihre Aufgabe werde.“<sup>53</sup> Ein Brief aus Luzern vom 16. März 1821 spricht seine Freude darüber aus, „daß Ritter Hutten nun bald gerüstet in die Welt springen werde. Ihr Verdienst um ihn ist doppelt, da es so schwer war, ihm Eintritt zu verschaffen.“<sup>54</sup> Von 1823—1830 war Trogler in Aarau, wo er am „Lehrverein“ wirkte. Von hier aus teilte er Münch mit, daß er ihm gerne seine Einleitung zum „Studium der Geschichte“ für dessen Museum geschickt hätte, das Manuskript aber nicht gefunden habe.<sup>55</sup> Mit dem Museum meint Trogler das „deutsche Museum“, welches Münch aber erst in Freiburg herausgab. Wir haben uns also mit ihm nicht zu befassen, möchten nur darauf hinweisen, daß auch schweizerische Gelehrte daran beteiligt waren. Angeregt durch Lavaters „Schweizerlieder“ gab Münch seine „Eidgenössischen Lieder“ heraus, die acht französische Gesänge von Monnard enthielten. Auch Follen und Menzel lieferten Beiträge dazu; letzterer eine Charakteristik des altgermanischen Lebens.<sup>56</sup>

Münchs Schriften umfassen über hundert Bände. Wir haben hier nur das zu nennen, was in Aarau entstanden und auf dieses Bezug nimmt. Sehr vieles hat er in Almanachen und Zeitschriften veröffentlicht, und über diese Arbeiten werden wir im entsprechenden Kapitel zu sprechen haben. — Es bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß Münch seine Stelle an der Aargauischen Kantonschule aufgab, ohne daß er eine andere bestimmt erhalten. Sein Wunsch war, in Freiburg eine Professur zu erhalten. Aber die Verhandlungen zogen sich trotz Protektion durch den einflußreichsten Rottsch in die Länge und erst 1824 wurde er als Professor für historische Hilfswissenschaften gewählt. Indes begab er sich schon 1827 nach Lüttich, und 1829 als königlicher Hofbibliothekar nach Haag, kehrte 1831 nach Deutschland zurück, um in gleicher Funktion an der Hofbibliothek von Stuttgart tätig zu sein. In den Jahren 1824—1829 entstand sein „Franz von Sickingen“, 1827 erschienen die „Beiträge zur Geschichte Deutschlands“ und im gleichen Jahre die „epistolae obscurorum virorum.“ 1831 gab er eine Biographie von Jäschke heraus. — 1841 stirbt er während eines Aufenthaltes in seiner Heimat an einem Herzschlag.

<sup>53</sup> Mü. Er. II S. 401. <sup>54</sup> Mü. Er. II S. 406. <sup>55</sup> Mü. Er. II S. 415. <sup>56</sup> Stu. Zi. 1824 No. 105.

Münchs Nachfolger an der Kantonschule wurde der Kurhesse Adolf Ludwig Follen<sup>57</sup> auch (Follenius), eine Persönlichkeit, die es schon längst verdient hätte, daß man sie in einer Monographie würdigte. 1794 in Gießen geboren, studierte er an der dortigen Universität Theologie und Philologie. Mit seinem Bruder Karl zusammen, machte er als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Frankreich mit und gründete nach seiner Rückkehr unter dem Namen „Deutsche Lesegesellschaft“ eine Studentenverbindung nationaler Färbung. Sein Hauptziel war die Einigung Deutschlands in ein Reich. 1817 übernimmt er die Redaktion der „Elberfelder Zeitung“ und macht die Bekanntschaft von Wolfgang Menzel. In Elberfeld erscheinen 1819 auch seine „Freyen Stimmen frischer Jugend“,<sup>58</sup> eine Gedichtsammlung, welche Turner- und Freiheitslieder und Kriegsgesänge enthält und in der wir neben den beiden Follen, die Namen Schiller, Friedrich Schlegel, Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt treffen. Im gleichen Jahr gibt er „alte, christliche Lieder und Kirchengesänge“ heraus.<sup>59</sup> Er hat diese Sammlung der „freysinnigen teutschen Christgemeinde und ihrem Sänger Ludwig Uhland“ gewidmet. Follen bedauert mit Recht, „daß diese christlichen Dichtungen in der protestantisch-teutschen Christengemeinde fast unbekannt, in der katholisch-teutschen nicht nach Würden erkannt und nie aus den lateinischen Gesangsbüchern in das deutsche Leben eingetreten sind.“<sup>60</sup>

Ende 1819 wurde Follen plötzlich verhaftet, auf Grund der Anklage demagogischer Umtriebe, trotzdem hierfür kein Beweismaterial beizuschaffen war. Nachdem er zwei Jahre im Kerker geschmachtet hatte, wurde er seiner gefährdeten Gesundheit wegen freigelassen, auf sein Ehrenwort hin, sich wieder zu stellen. Follen floh aber in die Schweiz, wandte sich nach Aarau und wurde der Nachfolger Münchs an der Kantonschule. Dieser beschreibt ihn als einen „hochaufgeschossenen, stämmigen Menschen, mit einer breiten Brust, einem von Leidenschaft

<sup>57</sup> Wir möchten darauf hinweisen, daß S. Zimmerli in seiner Einleitung zu K. A. Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern“ in vorzüglicher Weise ein reichliches Material gerade auch über die deutschen Flüchtlinge zusammengestellt hat. Weil man in einer Gedichtsammlung ein solches Quellenmaterial nicht von vornherein suchen wird, machen wir hier besonders darauf aufmerksam. <sup>58</sup> Freye Stimmen frischer Jugend. Durch A. L. Follen. Jena 1819. <sup>59</sup> A. L. Follen. Alte christliche Lieder und Kirchengesänge, teutsch und lateinisch nebst einem Anhang. Elberfeld 1819. <sup>60</sup> A. L. Follen. Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Vorwort.



wildbewegten Gesicht, sanguinisch, trotzig, rauh, anmaßend, übrigens durch und durch poetisch.“<sup>61</sup>

Das Wichtigste über das Leben und Weben in Aarau und im besonderen über seine Lehrtätigkeit an der Kantonschule, erfahren wir aus einem Briefe Jollens an Ludwig Tief aus dem Jahre 1828.<sup>62</sup> Es ist am besten, wir geben hier den Inhalt wörtlich wieder. Anlaß zu diesem Briefe war die Übersendung des „Bildersaales deutscher Dichtung,“ auf den wir noch zurückkommen werden. . . . „In Aarau, wie in der Schweiz überhaupt, ist man nicht poetisch“, (man wird es uns erlassen, diese aus der Luft gegriffene, willkürliche Behauptung zu widerlegen), „man scheint die Poesie an die Natur abgetreten zu haben, und ihre Rosen haben sich aus dem Fabrikdunst unter den Alpenschnee geflüchtet, wo sie bessere Nahrung finden, als in dem Schmutz der ehrlosen, kleinlichen Stadt- und Landintriguen, welche die alte ausgelaufene Uhr stündlich aufziehen müssen, wenn sie noch länger vierteln und schlagen soll. Um nicht donquirotisch in meiner Amtsführung dazustehen, mußte ich als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Aarau einigermaßen mich dem grassierenden Geschmack affomodieren und versuchte es anfangs vielfältig mit allerlei rhetorischen Übungen, mit populär-philosophischen Lehrweisen, die Jugend geistig zu betätigen. Alles vergebens! Sie wurden tagtäglich altfluger und einfältiger, fast so geistreich wie die Alten. Dazu fand sich eine unbefieglige Unfähigkeit zu rechter geistiger Anstrengung, nebst unzureichendem Sprachvermögen, das wenige was sie zu erdenken wußten, nur erträglich auszudrücken. — Anderseits einen Mangel jugendlicher Frische und Frohsinns, wie ich in meiner Jugend nirgends erfahren hatte.“ (Der Schweizer ist eben in seiner Art stiller und zurückgezogener, als der Deutsche, was ihm oft als Dummheit oder Mangel an Verständnis ausgelegt wird). „Ohne sonderliche Hoffnung auf bedeutende Ausbeute und mehr, um den Reiz des Wechsels zur Belebung der erschlaffenen Kapazität hinzuwirken, versuchte ich jetzt in den verschiedenen Klassen den Unterricht durch und zur Poesie und ich kann es Ihnen nicht schildern, wie überrascht ich durch die allerersten Leistungen der Schüler ward, wie vielmehr durch die totale Änderung ihres Wesens und Benehmens bis zur Abseigelung dieser innern Verwandlung in Ton, Blick und Zügen und Gebärden, sodaß mir die alte Fabel von den Tieren des Orpheus bis an den

<sup>61</sup> Mä. Er. I S. 460. <sup>62</sup> Briefe an Ludwig Tief. Ausgewählt und herausgeg. von Karl Holtei. Brief vom 23. Jan. 1828.

Katheder vorrückte. Und doch hatte ich nur die Rolle des Vorlesers und Erklärers oder bei den metrischen Übungen des Notenschreibers, wo die Schüler aus dem Stegreif den Text erfanden. — Hätte ich nicht eine in Unwahrheit des ganzen Daseins und in Bosheit gemeiner Seelen versunkene Stadt gegen mich gehabt, welche es durchaus nicht ertragen möchte, die Jugend mit einem gewissen stillen ästhetischen Ekel vor Flachheit und Gemeinheit bewaffnet zu sehen, so würde mich meine Kränklichkeit gleichwohl noch lange nicht aus diesem Wirkungskreise entfernt haben; aber es ist keine Freude beim Rebbaue, wenn die Ziegenböcke über Nacht abfauen, was über Tag Hübsches gewachsen ist.“ Diese letzten Worte sind nicht allzuschwer auf die Wagschale zu legen. Es gab gewiß manche Leute, die ihm das Leben verbitterten, denn sein herrisches, autokratisches Auftreten imponierte den Aarauern nicht. In Zürich ist es ihm gleich ergangen; er war eine unbeliebte Persönlichkeit.<sup>63</sup> Daß aber sein Unterricht ein anregender war und daß er seine Schüler zu begeistern wußte, das bezeugen viele derselben, so auch der bekannte Seminardirektor Augustin Keller.<sup>64</sup> — Schon im Jahre 1823 erschienen von Follen bei H. Geßner in Zürich die „Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz“<sup>65</sup> S. Zimmerli nennt diese Harfengrüße den bezeichneten Widerhall der Romantik in der Schweiz (Einleitung zu K. R. Tanners „Heimatlichen Bildern und Liedern, S. XXXVIII). Es ist beinahe tragisch, daß es so oft Ausländer sind, welche den Schweizern heimatische Gefühle ins Herz legen müssen. Schiller tat es in seiner einzigen Art im „Wilhelm Tell“. Ein schweizerisches Heldenbuch bezeichnet Follen die „Harfengrüße“ in einem Untertitel. Und wirklich treffen wir im ersten Abschnitt der Dichtungen Follens einen „Reding“, „Des Rudolf Fürsten mörderlicher Tod“, „Büttisholz“, „Arnold und Berta“ und „Arnold von Winkelried“. Neben Follen sind mit Gedichten vertreten die Aargauer K. R. Tanner und Huldreich Goll, die Darmstädter Fritz Hessmer und Karl H. Hoffmann, nebst dem Berliner Rosslieb Wackernagel, dem späteren Kirchenliedforscher. Am Schluß kommt nochmals Follen zum Wort: „Gruß an die Heimat“, „Mutter und Kind“, „Blüchers Totenfeier“, „Siegeslied von der Katzbach“, „Körners Todesfeier“, „Herfergedanken“, „Das Lied der Freude“, „Scharnhorst's letztes Gebet“. Der Stoff ist ein höchst aktueller. Follen dichtet das, was

<sup>63</sup> W. Marr, Das junge Deutschland in der Schweiz. S. 67. <sup>64</sup> J. Hunziker, Augustin Keller, Aarau 1883. Dr. A. Keller, Augustin Keller, Aarau 1922. <sup>65</sup> Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz. Zürich, Geßner 1823.

in tausend Herzen gedacht und empfunden wurde. Eine etwas sonderbare Kritik lieferte das Stuttgarter Literaturblatt:<sup>66</sup> „. . . Unsere sechs Poeten sind sämtlich nicht ohne Talent; sie haben Phantasie und Gemüt in hinreichendem, obwohl letzteres in überwiegendem Maße“ (als ob dies ein Fehler wäre). „Über sie sind belastet mit jener Mittelaltertümlichkeit des Geschmacks, verwechseln Ungelenkigkeit und Roheit des Ausdrucks, mit der Kraft der Gedanken und Bilder, mit der Stärke der Empfindungen, vernachlässigen den äußeren Dienst im Tempel der Schönheit, und ermüden das Musenroß, indem sie es in den Schranken von Freiheit, Schwert und Kreuzglauben, Volkstum, Deutschtum, Lieb- und Naturgenuß herumreiten.“ Welch „ausgezeichneter Kenner“ der deutschen Volkssprache der Rezensent war, ergibt sich aus folgendem Passus: „Das reine Teutsch unserer Zeit schreibt keiner, Herr Follen aber ein Schweizerteutsch, welches ihn für deutsche Leser auch da leicht ungenießbar machen dürfte, wo seine Begeisterung für die Freiheitshelden seines Vaterlandes (er ist ohne Zweifel ein Schweizer von Geburt), dieselben anziehen könnte. In Hinsicht der Sprache enthalten wir uns deshalb aller speziellen Rügen.“ Das ist nun der Typus einer oberflächlichen Kritik. Follen hat Gestalten aus der Schweizergeschichte genommen, deshalb, nimmt der Kritiker an, ist er selbst ein Schweizer und deshalb kann er auch nicht richtig deutsch. Der einleitende Satz von den sechs Poeten, „die nicht ohne jegliches Talent sind“ (warum übrigens ein Werturteil negativ ausdrücken?), ist natürlich a priori eine Besänftigung für die Dusch, die nachher folgt. — Aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts hatte Laßberg ein mittelhochdeutsches Lied beige-steuert: Urkunde eines Minners, MCCCLXXI. Aus dem gleichzeitigen Helfensteinischen Liederbuch, Blatt 346 b. Abgeschrieben zu Aarau, im November 1821 durch J. von Laßberg für Herrn Prof. Follen.“<sup>67</sup> Den Abschluß des Buches, bilden „Schweizerische Schlachtlieder des 14. Jahrhunderts“ (aus Gilg Tschudis Zeitbuch, nach der in Zürich befindlichen Urschrift), enthaltend ein „Lied von der Schlacht zu Sempach“, ein „Spruch vom Sempacherstreit“ und „ein altes Lied von der Schlacht zu Näfels in Glarus.“ — Follens Harfengrüße, im Aargau entstanden, vermitteln der Schweiz ein schönes Stück ihrer Geschichte und Sagen-geschichte, ein Stück deutschen Geisteslebens und Erlebens und sind wie gesagt, ein Widerhall patriotischer Romantik. — Nicht lange sollte

<sup>66</sup> Jahrgang 1823, No. 87. <sup>67</sup> Harfengrüße S. 157.

follen ungestört sich der Schule und Muse widmen können. 1824 machte Preußen die größten Anstrengungen, ihn wieder in die Hände zu bekommen. Herzog, der Bürgermeister von Aarau und Gönner follens, in dessen Gemeinde Effingen dieser das Bürgerrecht erworben hatte, suchte zu vermitteln. Als Preußen nicht nachgab, bewog er seinen Schützling, sich freiwillig zu stellen. Schon erschien ein preußischer Offizier, um follen abzuholen, als sich dessen Zustand (er war seit seiner Haft immer kränklich) so verschlimmerte, daß an eine Reise nicht zu denken war. Jetzt zog Preußen sein Auslieferungsgesuch zurück; es hatte sich ja nur darum gehandelt, daß der Aargau formell nachgab. Der „follenhandel“ war überhaupt eigentlich ein Kampf zwischen dem konservativen Preußen und dem liberalen Aargau. Diese Tatsache hat S. Heuberger in seiner Schrift „Ein diplomatischer Sieg Preußens über den Aargau im Jahre 1824“<sup>68</sup> nachgewiesen; wir können hier nicht näher darauf eintreten. Welche Aufregung aber die ganze Angelegenheit in Aarau verursachte, zeigt ein Brief des jungen Augustin Keller, der damals Kantonschüler war. Dieser Brief ist in allen Beziehungen so interessant, daß wir ihn hier ganz wiedergeben:<sup>69</sup>

Hochgeehrter Herr Vetter!

Ich hoffe, Ihnen hiemit eine auffallende Neuigkeit zu berichten. Am 30. Jänner, morgens, kam plötzlich ein deutscher Courrier hier an, abgesandt von Preußen und Hessen, mit dem nachdrücklichsten Berichte, alle sich geflüchteten Preußen und Hessen sogleich auszuliefern. Dem Herrn Prof. follen wird hiervon durch Dr. Troxler Anzeige gemacht, sowie auch dem Professor des Lehrvereins, München. Alles stand jetzt in Bewegung. Herr Professor follen sah erstaunt und starr seiner im preußischen Protokoll noch klar geschriebenen und zuverlässigen zehnjährigen Kettenstrafe, oder vielleicht einem noch grauenvolleren Verhängnis in die Augen, denn er war der Urheber jenes Aufstandes (das stimmt nicht), was ihm schon mit zweieinhalbjähriger Gefangenschaft bezahlt wurde. Allen Professoren wurde es kund. Katheder und Hörsäle wurden leer und die Kollegien bis mittags aufgekündet. Unter den Studenten herrschte Unruhe und Neugier. Darauf zogen sämtliche, Professor Bronner ausgenommen, im schwarzen, festlichen Aufzuge zum

<sup>68</sup> S. Heuberger, Ein diplomatischer Sieg Preußens über den Aargau im Jahre 1824. Aarau 1912. <sup>69</sup> Ke. Ke. S. 22/24.



Herrn Rektor Meier und mit ihm von da zum Herrn Bürgermeister Herzog. Alles staunte. Herr Feszer kam auch herbei. Man verfertigte zusammen eine Bittschrift nach Preußen und an den Vorort Bern. Mittlerweile, wie es sich leicht jeder denken kann, trieb sich Herr Prof. Follen mit Riesenschritten, fliegendem Haar, ängstlicher Miene und wutkochender Brust, allerwegen in der Stadt herum, und man sagte uns, wir möchten ein wenig spazieren gehen.

Von was während unserer Abwesenheit die Rede war, läßt sich leicht erraten. Am Abend kam der Buchhändler Gefner von Zürich und brachte die Kunde, kein deutscher Flüchtling sei im Kanton Zürich sicher vor Gefangennehmung. Darauf gingen ich und Herr Prof. Gefner in die Wohnung des Herrn Follen, packten seine sämtlichen Papiere zusammen und brachten sie auf Herrn Prof. Litzs Wohnung. Darauf wird Herr Gefner nach Zürich (Altikon) geschickt, um die Braut des Herrn Follen zu trösten und aufrecht zu erhalten, dann nach Basel, um dem dortigen Bruder des Herrn Follen zu berichten und aufmerksam zu machen und den Herrn Prof. Menzel (ein Preuße), der auf der Gesandtschaft gleicher Ursache wegen ergriffen und gefangen gesetzt worden war, herauszubitten, was ihm gelang. Am Samstag Abend gelangte Herr Karl Follen, Prof. in Basel, bei uns an. Ich und mein Discipulus mußten dem Herrn Follen, Prof. dahier, hierüber berichten. Er schrieb Briefe, als wir hineintraten, zur Seite eine Pistole, die er sogleich ergriff, nach unserer Erkennung aber wieder in die Tasche steckte. Er fragte hastig nach seinem Bruder und was er aussagte. Wir konnten weiter nichts anderes berichten, als, er hätte wenigstens gelacht und erklärt, es wäre Herr Jung usw. gefangen, die aber nichts zu befürchten hätten. Er kam bald nach, bewillkommte den Bruder und fragte ihn zum müde werden nach allen Verhältnissen in Basel. Das Resultat ihrer Rede war, alles komme auf den Vorort Bern an, von dem sie Gutes hofften. Unser Herr Follen tröstete sich mit seinem hiesigen Bürgerrechte, jener aber baute auf das Zutrauen und die Achtung der hohen Regierung Basels. So weit ging die neueste Tagesgeschichte, ferneres wird die Zukunft lehren. Und bald wird das Schicksal geschätzter und teurerer Männer entschieden. Ich bitte aber dringendst von diesem nichts weiterzugeben, denn man hält es hier so geheim als möglich. Bevor diese Stürme losbrachen, und mit drohender Vollgewalt sich

auf die liberalen Geister hinwälzte, war unser Haus durch das neue Blatt beunruhigt. Schon drei Nummern waren erschienen, als ihnen die vierte von Herrn Censor Feyer ganz ausgestrichen wurde, teils wegen zu scharfer Recension der Taschenbücher 1824, teils wegen einem Aufsatz über den römischen Stuhl usw. Jetzt errichtete die Gesellschaft dieses Blattes, Hh. List, Dr. Troxler und Menzel unter Anführung des Herrn Prof. Rauchenstein eine Buchdruckerei in Ober-Entfelden, in der schon das Handwerk getrieben wird.

Mit verbindlichstem Gruß und Hochachtung verbleibe ich Ihr  
gehorsamster Vetter Augustin Keller, stud.

Seit dieser Angelegenheit war es follen in Aarau nicht mehr wohl. Inzwischen hatte er sich mit einer reichen Aargauerin verheiratet, was ihn materiell unabhängig machte. So gab er 1827 seine Professur an der Kantonschule auf. Er schreibt darüber am Schlusse des erwähnten Briefes an Tief:<sup>70</sup> „Der sehr warme Anteil an meiner Leistung von seiten der beiden wackern Bürgermeister Feyer und Herzog und einigen Regierungsmitgliedern, waren keineswegs hinreichend, um mir den Boden, den ich bei der Jugend eroberte, vor der Masse zu schützen; denn in Meister Zschokkes freiem Aargau ist man liberal, republikanisch, also ein Feind von allem, was eine Regierung gut dünkt, und die unermüdlichste und schamloseste Lüge und Verleumdung, welcher kein autokratisch über dem Parteigetriebe erhabener, durchgreifender Herrschaftswille entgegentreten kann, behält überall das Feld oder doch das Straßenpflaster. Daß ich unter so ungünstigen Verhältnissen dennoch eine allerdings gewaltige Wirkung sah, wenn schon der beste Teil der Ernte mir durch Maifröste verdorben ward; daß ich, nachdem es mir gelungen, die Phantasie der Knaben zu beleben, all ihre geistigen Kräfte in lebendigem Treiben erblickte; daß ich, wo ich sonst, ich mochte leichte oder schwere, historische, sonst rhetorische Arbeiten mitteilen, nur Trivialitäten in fader Alltagssprache erhielt, nun in gebundener und ungebundener Arbeiten zu Gesicht bekam, die mich anfangs oft in Zweifel wegen ihrer Authentizität versetzten, besonders von Individuen, die bei meinen achtbaren Kollegen und bei mir für geistig impotent gegolten! Dies alles lenkte mein Nachdenken auf den physiologischen Grund jener Erscheinungen und bestätigten wiederum die Theorien, welche Sie in der Vorrede

<sup>70</sup> Briefe an Ludwig Tief. Brief follens vom 23. Jan. 1828.

ausgesprochen finden. „Mit dieser Vorrede ist also diejenige gemeint, die follen seinem „Bildersaal deutscher Dichtung“ voransetzte und worin er seine Ansichten über den Unterricht, speziell über den Deutschunterricht, auseinanderlegt. Schon der Titel des Buches verdient wegen seiner Originalität hier ausführlich angegeben zu werden: „Bildersaal deutscher Dichtung. Zunächst für Übung in mündlichem und schriftlichem Erzählen, im Deklamieren und in ästhetischer Kritik. Geordnete Stoffsammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetischen und ästhetischen Schulbildung. Nebst einer Übersicht der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte. Durch August Adolf Ludw. Follen, Professor an der Kantonschule in Aarau. Erster Teil: Epos und episch-lyrische Dichtung. Zweiter Teil: Lyrik und Didaktik.“<sup>71</sup> Gewidmet ist das Buch „Der hohen Regierung des Aargaus, in Dankbarkeit und Ehrfurcht.“ In dieser Widmung sagt der Verfasser, daß er seinen Hauptzweck darin setze „die Poesie, welche bis anher nur die alten Griechen und zwar auch sie nur mehr aus reinem und feinem Naturgefühl und Taft und minder mit Klarem, pädagogischem Bewußtsein, als den Hebel alles Schulunterrichts und als den belebenden Herzschlag aller höheren Bildung, praktisch aufgestellt haben, — durch Herschaffung einer zeitgemäßen, reichen und geordneten Stoffsammlung, zu einem als notwendig erkannten und zwar allgemeinen Hauptmittel aller höheren Schulbildung erheben zu helfen . . . . . Durch Errichtung einer eigenen Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Kantonschule (einer Anstalt, welche nach des Unterzeichneten Erfahrung und Überzeugung in ihrer Grundlage überhaupt als musterhaft, sowie als eine wahre Zierde des Aargaus zu betrachten ist) find Euer Hochwohlgeboren einer Ansicht und Bestrebung, wie die eben angedeutete, Ihretheils bereits zuvor und entgegen gekommen. — Sollte es dem Unterzeichneten gelingen, Ihrem vielfach bestätigten, edlen Eifer für echte Schulbildung, durch gegenwärtiges Buch in etwas förderlich zu werden, und würde dasselbe zunächst bei der höherer Ausbildung sich widmenden Jugend unseres Kantons dem praktischen Zwecke des Verfassers entsprechen, welches darin besteht: einerseits, mittelst jener notwendigen, großen Wirkung aller wahren Poesie, die noch bildsamen Gemüther empfänglich zu machen für alles geistig Tiefe und sittlich Edle; anderseits, was dann von selbst folgte, sie mit ästhetischem Widerwillen zu waffnen gegen alles Flache

<sup>71</sup> Bildersaal deutscher Dichtung. 2 Bde. Winterthur 1828—1829 Steiner.

und Gemeine, dann fürwahr wäre demselben ein inniger Herzenswunsch in Erfüllung gegangen." Aus dem langatmigen Schachtelsatz ersieht man einmal, wie ernst follen es mit seinem Amte genommen hat, wie sehr die Jugend ihm am Herzen lag und wie es ihm darum zu tun war, in der Schule das Höchste zu erreichen. Dieses „Wappnen gegen alles flache und Gemeine“ hat er auch im Briefe an Tief betont und es liegt darin wahrhaftige Seelengröße. Aus seiner Vorrede (nicht Widmung), die mehr als 50 Seiten umfaßt, wollen wir die Grundgedanken hervorheben. „Ursprünglich wesentlich ist Poesie Offenbarung.“<sup>72</sup> Die Poesie sei nicht Inhalt, sondern wesentlich Darstellerin, Bildnerin, Schöpferin des Inhalts. Bei allen Völkern sei sie von jeher geistige Nährmutter, Lehrerin, Erzieherin gewesen. „Als Mittel zu diesem Zweck erfand sie vor allem andern die Sprache und zwar Sprache mit Wohlklang und Wohlbelebung, das ist: Gesang.“<sup>73</sup> „Die lauterste und reichste Erkenntnisquelle der geistigen Natur, wie jedes fremden, so des eigenen Volkes, entspringt uns aber vorerst aus der Bekanntschaft mit seiner Sprache, dann mit seiner Literatur und Kunst: so zwar, daß das unmittelbare Eindringen in das Wesen der Letzgenannten nur durch unmittelbare Erkenntnis der Ersteren möglich ist.“<sup>74</sup> Follen weist deshalb darauf hin, daß Kunst und Literatur und Geschichte nur vermittelt der Sprache erkannt werden können, und daß daher der Muttersprache an der Schule der Vorrang gegeben werden müsse. Ebenso sei es notwendig, daß unter den fremden Sprachen die griechische und lateinische vor allen gepflegt würden: „weil ohne sie das echte Verständnis aller neueren Sprachen unmöglich ist; ferner weil in ihnen die reichsten Literaturschätze der gebildeten Völker des Altertums uns erhalten sind, überhaupt ohne Kenntnis derselben jener große Gegensatz der antiken und modernen Zeit, mithin unserer eigenen Existenz und Stellung in der Weltgeschichte und zum Ganzen, nicht zu begreifen ist.“ Das ist eine großartige Erkenntnis kulturhistorischer Tatsachen. Wir meinen einen modernen Literaturhistoriker sprechen zu hören. — Den beschränkten und pedantischen Standpunkt vieler Philologen, „als ob das Heil für die Humanität zunächst nur von der lateinischen und griechischen Grammatik abhängen“, verwirft er dagegen. Es lasse sich aber ein Standpunkt gewinnen, von wo aus das Studium der Sprachen und insbesondere der so trocken geachteten Grammatik, von höchstem In-

<sup>72</sup> Bilderaal deutscher Dichtung. S. IX. <sup>73</sup> S. XI. <sup>74</sup> S. XIV.



teresse werde. „Die Sprache eines Volkes ist sein Organ, sein Leib, ist die Verwirklichung und Objektivierung seines Geistes. Von ganz unschätzbarem, unvergleichlichem Werte müssen deshalb die Urkunden seiner Sprachentwicklung jedem Volke sein, welches auf Selbsterkenntnis Anspruch macht, und nur die unheilige, faule und absurde Dünkelhaftigkeit aufgeblasener Heuerlinge kann die Sprachstudien auf der Schule verwerfen.“<sup>75</sup> Dann weist Follen auf die deutsche Grammatik Jakob Grimms, durch welche den Gelehrten ganz neue Wege gebahnt seien. Durch ihn werde die Grammatik der Muttersprache, die unter Gottsched ein Folterbrett, unter Adelung eine Divisektion schien, nun zur Lebensgeschichte einer unermüdlich sorgenden und geliebten Mutter.<sup>76</sup> Den Anfang des Bilderstaates (Epos und episch-lyrische Dichtung) bildet Herders Cid. Der Cid führt wie kein anderes Gedicht leicht ins Mittelalter ein und auch seine einfache Sprache und Handlungsweise rechtfertigen es, ihn an den Anfang zu stellen. Es folgt das Heldengedicht: „Karl und Roland“, nach Turpins Chronik, von Friedrich Schlegel. Eine weitere Fortsetzung bildet das kleine Heldengedicht von Uhland: „Graf Eberhard der Greiner.“ Gustav Schwabs „Appenzeller“, welche die Appenzellerkriege verherrlichen, wurden zunächst in Berücksichtigung der Schweizerschulen, dann aber wegen ihrer meisterhaften Sprache und Versifikation in die Sammlung aufgenommen.<sup>77</sup> Nun folgen Stücke aus Tassos „Befreitem Jerusalem“ und Ariosts „Rasendem Roland“. Vorangestellt ist ein Gedicht Aug. Wilhelm Schlegels „An die südlichen Dichter.“ Zu den Übersetzungen äußert sich Follen folgendermaßen: „Hätten mich die bekannten von Gries und Streckfuß genügt, so hätte ich nicht meine eigenen, statt jener aufgenommen, und ich komme gar nicht in Versuchung, mich mit Anspruchslosigkeit zieren zu wollen, sondern bekenne mich im Gegenteil hier recht anspruchsvoll.“ Selbstverständlich kann bei einer Darstellung des Epos (namentlich des nationalen) das Nibelungenlied nicht übergangen werden. Der Herausgeber nennt der ‚Nibelungen Noth‘ „ein Gedicht, welches den tiefen dramatischen Ernst mit der epischen Würde ergreifend vereinige.“ Und weiter unten sagt er: „Das Nibelungenlied halte ich seiner Anlage, wie der Entwicklung, der Geschichtsfabel und der Charakterzeichnung nach für so großartig, daß es schlechterhin von keinem epischen Gedichte übertroffen wird.“ Der erste, epische Teil des Buches wird beschlossen mit „Epischen Bil-

<sup>75</sup> Bilderstaat deutscher Dichtung. S. XV. <sup>76</sup> S. XVI. <sup>77</sup> S. XXXVII.

bern aus der Schweizergeschichte“, von sollen selbst, im gleichen Vermaß, wie das Nibelungenlied. Der Verfasser gibt von vorneherein zu, daß er natürlich nicht imstande sei, objektiv darüber zu urteilen, wie diese Bilder poetisch zu werten seien. Zur Aufnahme bewogen ihn die Aufforderungen hierländischer Lehrer, welche die Gedichte ihren Schülern mitgeteilt hatten.<sup>78</sup> Die epischen Lieder aus der Schweizergeschichte umfassen vier Gedichte: „Rudolf Reding aus dem Weiler Bibereck“,<sup>79</sup> „Aus der Schlacht am Morgarten“, „Die beiden Schmiede“,<sup>80</sup> „Büttisholz“, „Arnold Struthan von Winkelried bei Sempach.“

Die episch-lyrische Dichtung enthält meistens Balladen und Romanzen. Unter den Dichtern ist am stärksten vertreten L. Uhland: „König Karls Meerfahrt“, „Der gute Kamerad“, „Taillefer“, „Der blinde König“, um die bekanntesten zu nennen. Öfters zum Wort kommen auch die Gebrüder Schlegel, Schenkendorf und E. M. Arndt. Vorhanden ist von Schiller: „Der Ring des Polykrates“, „Der Taucher“, „Die Bürgschaft“, „Der Kampf mit dem Drachen“. Auch Goethe kommt zum Wort: „Der König von Thule“, „Erlkönig“; ebenso Herder: „Olafs Hochzeit“, „Thors Hammer“, Hafons Lob“, „Der letzte Kämpfe“. Sollen selbst ist Dichter des „Nordischen Schwimmers“ und von „Rheinfelden“. Über den Gebrauch des Buches äußert sich der Verfasser folgendermaßen: Überall ist mit dem Epischen der Anfang zu machen und zwar am passendsten mit dem Cid. Sind die Schüler der Deklamation noch unfundig, oder was so häufig, falsch gebildet, wird es vor allem darum zu tun sein, daß der Lehrer hierin den richtigen Ton und Takt angebe, sowohl in durchaus deutlicher, als in prosodisch und metrisch richtiger Aussprache, und unablässig darauf halte, daß die Schüler in dieser Beziehung durchaus korrekt vortragen. Kommt zu dieser Korrektheit das richtige Verständnis des Inhalts, so entweicht allmählich mit wachsendem Bewußtsein der Sicherheit des Schülers die anfängliche Schüchternheit, und somit ist seinem Gefühl der nötige Spielraum eröffnet, welcher von selbst dem Vortrage Feuer, Zartheit, Stärke und Anmut verleiht, wo der Lehrer nur mäßigend einzutreten braucht; alle theatralische Affektion ist tödliches Gift jeder schönen Deklamation<sup>81</sup>. „Der Unterricht durch und zur Poesie soll keineswegs darum stattfinden, um eitel Poeten zu erziehen, sondern um dadurch alle zu guten Prosaisern, das ist zu

<sup>78</sup> Bildersaal deutscher Dichtung. S. XL. <sup>79</sup> Bei Rudolf Reding sollen sich die Schweizer vor der Schlacht bei Morgarten ihren Rat geholt haben. <sup>80</sup> Episches Nachspiel der Schlacht bei Laupen. <sup>81</sup> Bildersaal. S. XLII.

Meistern des Ausdrucks in ihrer Muttersprache zu machen, was, wie die Erfahrung jedem tüchtigen Lehrer dieses Faches gezeigt hat und zeigen kann, jene Lehrmethode vermag, während jede andere nur Stück- oder Flickwerk liefern kann.<sup>82</sup> Zum Schluß verlangt der Verfasser, daß die Lehrer wieder Erzieher werden sollen, nicht bloß gelehrtenmachende Unterrichtsgeber. „Der Zweck alles Unterrichts ist Erziehung — er ist ein gutes Mittel zu diesem Zweck — aber nicht das einzige und nicht einmal ein gutes, wenn er nicht auf die natürliche Entwicklung aller menschlichen Kräfte und Vermögen gerichtet und gegründet ist. Bloßes Unterrichten ist eben ein Unterrichten, Erziehen ein Hinzuziehen, Emporrichten“.<sup>83</sup> — Es ist nicht verwunderlich, daß, wie sollen in der Vorrede vom 2. Bande seines Bildersaales, der ein Jahr später, 1829, erschien, mitteilt, alle Rezensenten das Buch zum Schulbuch empfahlen und daß es als solches bereits in manchen Schulen eingeführt war.<sup>84</sup> Interessant ist nun, wie ein Kritiker, Dr. Harnisch in Weissenfels, ein bekannter Pädagoge, der Anschauung des Verfassers entgegentritt,<sup>85</sup> der gefordert hatte, daß die Phantasie vor dem Verstande ausgebildet werden müsse. Mit Recht nennt es sollen eine monströse Behauptung, daß der Schüler von der Poesie sich nur die Knochen, den Versbau aneignen könne.<sup>86</sup> Dieser Ausspruch aus dem Munde eines bedeutenden Gelehrten wirft ein grelles Licht auf die Tatsache, wie man sich noch vor hundert Jahren in gewissen Köpfen den literarhistorischen Unterricht vorstellte. — In der Vorrede zum 2. Band seines Bildersaales (Lyrik und Didaktik) gibt der Verfasser zur Erleichterung eine Übersicht des vielfältigen Stoffes.<sup>87</sup> Er betont dabei, daß ihm bei dem Abschnitte, der Fabeln enthält, diejenigen von fröhlich besonders willkommen gewesen seien, und bezeichnet sie als neue und dauernde Erscheinung und Erweiterung der poetischen Literatur. — Es würde zu weit führen, wollten wir auch hier nochmals die Autoren angeben. Daß sollen auch da gut gewählt hat, dürfen wir aus dem, was wir im 1. Bande gesehen haben, schließen. Von ihm selbst stammen: „Gyselafluh“, „Gruß des Schlachtfeld“, „Die Siegeskapelle beim Stoß.“ Abschließend sagt sollen: „Beim Überblicken vorliegender Sammlung deutscher Gedichte drängt sich mir ein freudiges Gefühl der Größe, Milde, Allseitigkeit, und Tiefe des deutschen Geistes auf“ (XIX). — sollen ist nicht zuletzt durch seinen

<sup>82</sup> Bildersaal. S. LII. <sup>83</sup> S. LIV. <sup>84</sup> II S. IV. <sup>85</sup> Hildesheimers kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen. Augustheft 1828. <sup>86</sup> Bildersaal. S. XIV. <sup>87</sup> S. XIX.

Bildersaal ein wichtiger Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz geworden. — 1827 verließ er Aarau, um in Zürich einen neuen Wirkungskreis zu finden. Uns damit zu beschäftigen, gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe. Es ist dem Leser bekannt, welchen Einfluß Follen auf den jungen Gottfried Keller hatte, und wir möchten immerhin bemerken, daß im Comptoir von Fröbel und Follen (zweier Flüchtlinge) 1846 die „Gedichte eines Autodidakten“ erschienen. — Bei der Besprechung der „Alpenrosen“ werden wir mit Follen nochmals zusammen treffen.

Eine gänzlich andere Natur als Follen ist

Abraham Emanuel Fröhlich<sup>88</sup>, der ihm an der Kantonschule im Amte folgte. Er ist der typische Vertreter der konservativen Weltanschauung jener Zeit. Am 1. Februar 1796 wurde er im Prophetenstädtchen Brugg geboren und in Zürich am Carolinum zum Theologen herangebildet. In „Donnerstagfränzchen“, wo Götz von Berlichingen, Körners Freiheitslyrik, Uhlands Lieder und Balladen gelesen wurden, kommt er mit der Poesie in Berührung. Nach seiner Ordination im Jahre 1817 ist er in Brugg Lateinlehrer und im Mönthal Pfarrer. In dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft von Wolfgang Menzel und Ludwig Follen. Die Freiheitskriege der Deutschen machten einen eminenten Eindruck auf Fröhlich; er war auch begeisterter Philhellene. Dem Jofinger Verein widmete er einige patriotische Lieder. Am ersten eidgenössischen Schützenfest in Aarau, das vom 7. bis 12. Juli 1824 stattfand, ließ er sein Lied erschallen:

„Brüder sind wir Schützenschaaren!“

Auf Anregung Menzels hin meldet er sich an die Stelle eines Lehrers an die Kantonschule und wurde 1827 auch dorthin gewählt.

In Aarau war Fröhlich gezwungen, eine politische Position zu beziehen, während er vorher im kleinen Brugg sich wenig mit Politik beschäftigt hatte. Dabei schlug er sich namentlich von 1830 an auf die Seite der Konservativen, für deren Partei er in der „Neuen Aargauer Zeitung“ kämpfte. Er macht sich indes durch seine politische Stellung höchst unbeliebt, sodaß er bei der Wiederwahl der Lehrer im Jahre 1835 nicht mehr gewählt wurde. Er nahm hierauf die Stelle eines Lehrers und Rektors an der Aarauer Bezirksschule an. — Zur Zeit der Freischarenzüge, 1844—1845, war Fröhlich der Gegenstand heftigster

<sup>88</sup> Robert Faesi, Abraham Em. Fröhlich. Diss. Zürich 1907. A. Schumann. Aargauische Dichter.



Angriffe und wurde sogar mit dem Tode bedroht, wie er in einem Briefe an Wackernagel<sup>89</sup> vom 2. Februar 1845 berichtet. In jener Epoche entstand außer seinen Epen seine für unsere Betrachtung besonders wichtige Satire der „Junge Deutsch-Michel.“<sup>90</sup> In 409 Epigrammen greift er den Michel, den er als Inbegriff des Radikalismus betrachtet, an und hält ihm seine Sünden vor. Dabei nahm er u. a. auch seinen Nachfolger im Amte E. L. Rochholz (s. S. 89) aufs Korn und läßt folgende Geschoße auf ihn los:

„Da ist wohl mit der Zeit viel Unkraut umzusicheln,  
wo man Dich, Michel, läßt das Schülervolk vernicheln. Nr. 288.

„Erziehungsräten hast Du hinterm Ohr gefraut,  
bis man Dir, Michel, hat die Schulen anvertraut.“ No. 289.

„In seiner Schul' hat er Rebellen hochgepriesen,  
Beohrfeigt ward' er dann, als er ihr was verwiesen.“ No. 292.

Auf Rochholz geht auch die Novelle „Die Witwe“, wo eine tapfere, aber etwas beschränkte Mutter gegen den freisinnigen Lehrer um das Seelenheil ihres Sprößlings kämpft (s. S. 79). Das kleine, aber feine Tierepos „Dag und fuchs“ ist ein Hieb gegen die Radikalen wegen der Klosteraufhebung, wobei das Füchselein den Seminardirektor Augustin Keller personifizieren soll.<sup>91</sup> Besonders aber richtete Fröhlich seine Angriffe auf die Lyrik der Vierziger Jahre und deren bedeutendsten Vertreter Herwegh, wobei ihm selbst für die „Lieder eines Lebendigen“ jedes Verständnis abging. Die Unterredung Herweghs mit Friedrich IV. von Preußen bietet ihm eine glänzende Gelegenheit, seinem Hohn den Lauf zu lassen:

„Entlaufen ist dem Dienst der Michel, wie ein Wicht,  
Nun gibt er seinem Herrn in Pflichten Unterricht.“

Daneben werden die Gestalten Zwinglis<sup>92</sup>, Huttens<sup>93</sup> und Calvins<sup>94</sup> von Fröhlich episch verwertet. Besonders sein Hutten wurde damals im Stuttgarter Literaturblatt (wahrscheinlich von Menzel) sehr günstig beurteilt,<sup>95</sup> trotzdem Fröhlich durchaus kein Gestalter ist.

<sup>89</sup> Faesi. S. 54. <sup>90</sup> Der junge Deutsch-Michel. Zürich, Meyer & Zeller 1843.  
<sup>91</sup> Faesi. S. 74. <sup>92</sup> Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge von A. E. Fröhlich, Zürich und Frauenfeld, Beyel 1840. <sup>93</sup> Ulrich von Hutten. Siebzehn Gesänge. Zürich Meyer & Zeller 1845. <sup>94</sup> Johann Calvin. Zehn Gesänge. Zürich, Schultheß 1864. <sup>95</sup> Stu. Li. 1841. No. 113.

Ohne seine Fabeln wäre Fröhlichs Name in der Literaturgeschichte kaum mehr bekannt. Würdigen wir ihn also noch besonders als Fabeldichter. In einem diesen vorangestellten Gedicht „Die Fabel“ hat er selbst angegeben, was er darunter versteht:

flüchtend aus der Weltverirrung,  
 Und der Sprache, Schulen, Staaten,  
 Babylonischer Verwirrung,  
 Ließ ich mich von Wald und Saaten,  
 Höhen, Tiefen, Wüsten, Meeren,  
 Trösten wieder und beraten,  
 Sah in der Geschöpfe Heeren,  
 Ungestörter Ordnung Walten;  
 Denen, die sich von ihr kehren,  
 Bild und Warnung vorgehalten  
 Tiere, Blumen, Bäume, Lehren  
 Neu die Ewigkeit des Alten.<sup>96</sup>

Das literarhistorisch Bedeutsame von Fröhlichs Fabeln besteht in der Erweiterung, welche die ganze Gattung durch sie erfuhr. Während man von jeher die alten Motive der äsopischen Fabeln immer wieder aufgegriffen, bis man zu Gellerts Zeit anfang zu Anekdoten und Schwänken mit menschlichen Figuren zu greifen und man das Hauptgewicht auf die Ausführung legte, und in der Ausführung der Tierfabel außer von Lessing, wenig getan worden war, wird Fröhlich der Fabeldichter der vegetabilen und unbelebten Welt. 1825 kamen die „Hundert neuen Fabeln“ heraus, die Spottlust des jungen Fröhlich darstellend. Bis 1829 stiegen dieselben auf die Höhe von 170 und in diesem Jahre erschien auch schon die zweite Auflage. — Die Anregung Fröhlichs zur Fabeldichtung ging von Goethe aus. Als er 1793 der alten Tierfabel mit dem „Reinecke Fuchs“ wieder neues Leben einhauchte, fand er viele Nachahmer. Zu diesen gehörte auch Fröhlich, wenn er auch, wie bereits gezeigt, dabei selbständige Wege ging. Als 1836 W. Menzels Literaturgeschichte erschien, figuriert Fröhlich bereits als „bekannter Fabeldichter“ darin.<sup>97</sup> „Der Schweizer Fröhlich, der auch in Uhlands einfacher Weise recht liebliche, lyrische Gedichte geschrieben hat, zeichnet sich doch besonders als Fabeldichter durch treffliche Satiren aus, die freilich zunächst nur auf die Schweizerwirren sich beziehen, die aber, wie alles in der

<sup>96</sup> Fröhlichs gesammelte Schriften. I. Bd. Fabeln. Vorwort: die Fabel. <sup>97</sup> W. Menzel, Deutsche Literaturgeschichte. IV S. 206.

Politik, auch allgemeine Wendung haben. Disteli hat dazu zwei hübsche Karrikaturen gezeichnet. Bei einer Besprechung von Fröhlichs „Schweizerliedern“ sagt jener in seinem Literaturblatt: „... Es ist der gleiche Verfasser, welcher uns zuerst durch seine trefflichen Fabeln bekannt ward, ein Werk, das in mancher Beziehung dazu geeignet ist, das Auge des Kenners auf ihn zu lenken ... Denn Fröhlich trat als Fabeldichter wirklich schöpferisch und originell auf.“<sup>98</sup>

Wenn wir von Fröhlichs Fabeln sprechen, müssen wir auch Martin Distelis gedenken, der keinen geringen Anteil an deren Bekanntheit und Beliebtheit hat.<sup>99</sup> Am 28. Mai 1802 kam er in Olten zur Welt. Nach Absolvierung des Gymnasiums bezog er die Universität Jena, wo er juristische Studien betrieb und vor allem begeisterter Burschenschaftler war. Wegen loser Streiche relegiert, widmet er sich ganz der bildenden Kunst, für die er von Jugend auf Talent an den Tag gelegt hatte. Zu diesem Zwecke besuchte er die Kunstakademie in München und kehrte dann um die Mitte der Zwanzigerjahre in die Heimat zurück. Zunächst wandte er sich vornehmlich der Illustration zu, wovon die ersten Arbeiten in den „Alpenrosen“ zeugen: „Tell“, „Fürst's Tod in der Schlacht am Morgarten.“ Als Fröhlich am Ende der Restaurationszeit seine Fabeln nach allen Seiten wie giftige Pfeile versandte, da bewog er Disteli die Karrikaturen zu zeichnen, was jener gerne und mit größtem Erfolg tat. Für die Jahrgänge 1831 bis 1833 und 1837 bis 1839 der „Alpenrosen“ bestellte die Verlagsbuchhandlung Christen in Aarau eine Reihe von Bildern aus dem Tierleben, die Disteli in Auftrag erhielt. Er trug mit diesen Bildern einen großen Erfolg davon, sodaß er dadurch ermuntert die Zeichnungen in den „Heuschrecken“ schuf, die erst nach seinem Tode erschienen sind. 1836 wurde er in Solothurn Zeichenlehrer und in dieser Zeit entstanden auch die acht Zeichnungen, die den Band von Ernst Münchs „Geschichte des deutschen Volkes“ als Illustrationen beigegeben waren. Berühmt, bekannt und gehaßt wurde Disteli durch seinen Kalender, der die wirksamste Waffe gegen die Partei der Konservativen und Ultramontanen war. Der Kalender, der bereits in seinem 2. Jahrgang eine Auflage von 20,000 Exemplaren erlebte, bedeutete eine politische Macht. Außer diesem Kalender zeichnete Disteli in jenem Jahre (1840) die Illustrationen zum „Münchhausen“, ferner diejenigen zum eidgenössischen Schützenfest in Solothurn und der „Alpina“

<sup>98</sup> Stu. Li. 1827, No. 21. <sup>99</sup> G. Zehnder, Martin Disteli, Basel 1883.

(Schweizer. Jahrbuch für schöne Literatur, 1841) — In diesem engen Rahmen konnten wir natürlich nur die wichtigsten Arbeiten Distelis streifen. Er starb im Jahre 1844 im Alter von erst 42 Jahren.

Wie sehr fröhlich selbst Disteli schätzte, ergibt sich aus einem Briefe vom 8. Mai 1830 aus Aarau an Wolfgang Menzel.<sup>100</sup> Fröhlich dankt zunächst für die durch Jollen überbrachten Grüße und für den Wunsch Menzels, die zweite Ausgabe seiner Fabeln zu sehen. Er sende ihm dieses Bändchen mit Distelis Zeichnungen, welche von denjenigen Lafontaines unabhängig seien, indem Disteli diese erst später zu Gesicht bekommen habe. Er weist auf die künstlerische Fähigkeit hin und bittet Menzel, es Disteli zu ermöglichen, daß er in einer größern Stadt, etwa in München, eine Anstellung finde. Bald darauf erscheint auch in Menzels Literaturblatt eine Rezension dieser zweiten Auflage:<sup>101</sup> „Die Brüder Fröhlich sind im Städtchen Brugg geboren, der jüngere ein geschickter Musiker und Komponist, der ältere der bekannte Fabeldichter. Seine Fabeln sind zwar, wie das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist, in der Schweiz ziemlich verbreitet, scheinen aber im übrigen Deutschland noch nicht die verdiente Berücksichtigung erfahren zu haben. Es sind ohne Zweifel die besten Fabeln der neuesten Zeit, und man findet darin nicht bloß die Moral, was gewöhnlich ist, sondern auch die Poesie schätzbar, was selten ist. Alle zeichnet die anspruchslose Kürze, die der Fabel angemessene und dennoch neue Form aus. Die einen sind von allgemeinem und tiefem Sinn, die andern beziehen sich auf die speziellen Torheiten unserer Zeit, und wir treffen darunter die trefflichsten politischen Satyren.“ Eines ist sicher, Fröhlich ist im 19. Jahrhundert einer der wenigen Fabeldichter auf dem Gebiete deutscher Literatur. Wir lassen hier noch zum Schlusse den Dichter in einigen uns am besten scheinenden Fabeln zu Worte kommen, indem wir insbesondere seiner Eigenart, die Fabel auch auf die flora und die unbelebte Welt übertragen zu haben, Rechnung tragen.<sup>102</sup>

„Liebesmäntler“<sup>103</sup>

Ein Lamm ward weggebracht  
in einer dunkeln Nacht;  
und nur des Diebes Spur,  
entdeckt man auf der Flur.

<sup>100</sup> Meißner & Schmidt. Briefe an W. Menzel. S. 51. <sup>101</sup> Stu. Li. 1830. No. 106.

<sup>102</sup> Fröhlichs ges. Schriften. I Fabeln. <sup>103</sup> I S. 42.



Da wird zum Augenschein  
 von seiner Dorfgemein  
 der Fuchs dorthin geschickt.  
 Doch in der Spur erblickt  
 Er seines Veters Fuß,  
 der ihm auch hehlen muß;  
 drum mit gewandtem Schwanz  
 verwedelt er sie ganz.

„Diplomatik“<sup>104</sup>

Warum sind uns Doppelzungen?  
 Mundert eins der Schlangenzungen.  
 Und die Mama sagt zu ihm: „Eug,  
 Eine wär uns nicht genug,  
 Denn wir sind unendlich Flug.“

„Fortleben.“<sup>105</sup>

„Blumen“, sagen Edelsteine,  
 „Wir erglühen ewig hell,  
 Ihr verblühet o wie schnell!“  
 „Ist denn“, sagt der Blume Lachen,  
 „Unser Träumen und Erwachen,  
 Da verjüngt wir neu uns fränzen,  
 Nicht ein ewig Forterglänzen?“

„Die Verschmachtende“<sup>106</sup>

Die Blume steht im Schmuck der Braut  
 Am trocknen Pfad des Bachs und schaut  
 Hinauf, hinan: Ach kommst du nicht,  
 Du meiner Seel' und Augen Licht!  
 Sie harret Tag und Nacht und lauscht.  
 Es rauscht. — Doch Wind und Laub nur rauscht.  
 Da sinkt ihr Haupt, ihr Auge bricht.

Es sei hier darauf hingewiesen, daß die Fabeln Fröhlichs in seinem besten Mannesalter entstanden, eine ganze Anzahl davon gerade in der Zeit seiner Lehrtätigkeit an der Aargauer Kantonschule. — Der Neuenburgerhandel 1856 begeistert den bereits greisen Dichter zu feurigen

<sup>104</sup> Fröhlichs ges. Schriften. I S. 175. <sup>105</sup> I S. 257. <sup>106</sup> I S. 261.

Worten. Für das Hauptübel der Zeit hält er Napoleon III.; England wirft er Krämergeist vor. — Die ganze Alterspoesie Fröhlichs steht unter der Herrschaft religiöser Gesichtspunkte; die geistliche Dichtung ist ihm zum Mittelpunkt seines Schaffens geworden. Seine „Geistlichen Lieder“<sup>107</sup> sind der beste Beweis hiefür. Indes fällt Jenny in seiner Literaturgeschichte<sup>108</sup> ein zu scharfes Urteil, wenn er Fröhlich wohl „Witz, Satire und Fertigkeit im Reimeschmieden“ zuspricht, hingegen behauptet, es fehle ihm Phantasie und Naivität. Seine Fabeln beweisen das Gegenteil. Andererseits hat Jenny recht, wenn er sagt, „daß Fröhlich, der mit der Gegenwart so übel auskam, seinen Trost in der Vergangenheit suchte, aber nicht in der Romantik, sondern im alten Schweizertum, und in der Reformation. „Mit Fröhlich versinkt ein Hauptvertreter des streitbaren Theologentums alter Währung.“<sup>109</sup>

Während Münch, Follen und Fröhlich nur wenige Jahre an der Aargauischen Kantonschule wirkten, sollte ihr Nachfolger derselben mehr als 30 Jahre dienen. Dieser Nachfolger war

Ernst Ludwig Rochholz. Seine Tätigkeit in Aarau und vor allem an der Kantonschule ist von eminenter Wichtigkeit für das geistige Leben jener Epoche. Rochholz war für seine Zeit ein Gelehrter ersten Ranges, ein vorzüglicher Germanist und Literaturhistoriker, ein vielseitiger, wenn manchmal auch etwas oberflächlicher Geschichtsforscher, ein nicht überragender, aber doch feinsinniger und bemerkenswerter Schriftsteller. Selbst Gottfried Keller, der sicherlich kein Mann der Komplimente war, hegte für ihn die größte Hochachtung. Als 1847 Kellers erste Gedichte erschienen, schickte Rochholz dem Verfasser einen begeisterten Bauspruch zu, der mit den Worten beginnt:

„Rings hängt der Berg voll Muskateller,  
das Tal liegt voller Traubensaft.  
So schütze Gott den jungen Keller,  
der diese jungen Weine faßt.“

Aus der Feder eines der besten und intimsten Schüler Rochholz', von Jakob Hunziker,<sup>110</sup> besitzen wir eine ausgezeichnete Monographie über ihn, an die wir uns im allgemeinen halten. Leider ist der Briefnachlaß von Rochholz, den dieser nicht lange vor seinem Tode, als er

<sup>107</sup> Fröhlichs ges. Schriften. VI. Bd. <sup>108</sup> E. Jenny und D. Roffel. II S. 111.

<sup>109</sup> E. Jenny und D. Roffel. II S. 113. <sup>110</sup> J. Hunziker, Ernst Ludwig Rochholz, Aarau, Sauerländer 1893.

in Geldverlegenheit war, verkaufte, verloren und ist trotz alles Suchens bis heute nicht zum Vorschein gekommen.

Rochholz kam am 4. März 1809 in Unslach, einem kleinen Städtchen in Bayrisch-Franken, zur Welt. Früh verliert er den Vater und erhält einen Freiplatz an der mit dem Gynasium zu Neuburg a. d. D. verbundenen Erziehungsanstalt, an welcher 40 Jahre vorher der junge Bronner seine Schulbildung empfangen hatte. 1827 bestand Rochholz das Abiturium, aber da inzwischen auch seine Mutter gestorben war, stand er völlig mittellos da. Mit einem königlichen Stipendium wurde es ihm indes ermöglicht, die Universität München zu beziehen, wo er Phylologie, Jus und Philosophie (diese bei Schelling) studierte, sich aber namentlich den historisch-germanistischen Fächern widmete. — Am 3. April 1833 fand das Frankfurter Attentat auf den Bundestag statt, mit welchem man Rochholz im Zusammenhang gebracht hat. Sonderbarerweise wurde er aber schon in einem Befehl vom 26. Januar 1833 aufgefordert, die Stadt München innerhalb drei Tage zu verlassen. Zunächst begab er sich nach Augsburg, als ihn die Häfcher auch dorthin verfolgten, flüchtete er nach Lindau und über den Bodensee in die Schweiz. Durch eine Empfehlung seines Schwagers von Herrmann, Staatsrat und Universitätsprofessor in München, gelang es ihm bei Fellenberg in Hofwil anzukommen.

Zunächst erhielt Rochholz in Hofwil die Qualifikation eines Sekretärs, mit dem Auftrage, „auf Grundlage ihm übergebener Manuskripte und Druckschriften die Ideen, welche die Anstalten realisieren sollten, mit dem, was zu diesem Zwecke bis dahin geschehen ist, unter Vermeidung allen persönlichen Lobes, mit strenger Wahrheitsliebe, und auf allgemein faßliche Weise darzustellen.“<sup>111</sup> So entstanden die „Gespräche über Emmanuel von Fellenberg und seine Zeit“, anonym erschienen 1834.<sup>112</sup> Da diese Gespräche eine etwas zu begeistert gehaltene Schilderung der in Hofwil verwirklichten und noch angestrebten Erziehungsideale enthielten, war Fellenberg mit ihnen nicht ganz zufrieden und die Gespräche wurden nicht sogleich publiziert. Das gleiche war der Fall bei der Broschüre „Heinrich Pestalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale.“<sup>113</sup> — An Rochholz, der mit seinem an Verstand und Erfahrung

<sup>111</sup> J. Hunziker. S. 14. <sup>112</sup> Gespräche über Em. von Fellenberg und seine Zeit. 1834, Burgdorf C. Langlois. <sup>113</sup> Heinrich Pestalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale. Bern, C. A. Jenny 1834.

weit überlegenen Schwager Herrmann sich über diese Dinge auseinandersetzte, schrieb dieser über Fellenberg u. a. folgende interessante Bemerkung: „Über Fellenberg urteilst du richtig, doch bist du nicht frei von der Beschränktheit der Ansichten, die im Institut über ihn umlaufen. — Gut ist deine Vergleichung Fellenbergs mit Napoleon; wirklich ist er der Bonaparte der Erziehungsrevolution, und wie jener wußte er den Adel der Philologie und Kunst wieder in seine Rechte einzusetzen. Er ist aber wirklich eigentümlich und hat in seiner Armenenerziehung ein neues Lebensverhältnis aufgestellt, das ihm einen unvergänglichen Namen sichert. Wer so als ein Anfangspunkt eines neuen Lebens dasteht, hat das Recht, jeden, den er bezwingen kann, für seinen Zweck zu benutzen, mag dann der andere vorsehen, daß er nicht mißbraucht werde.“<sup>114</sup> Die letzte Bemerkung ist ein deutlicher Wink für Rochholz. Dieser enthielt nun nach seinem buchhändlerischen Mißerfolg einen Jahresgehalt von 400 Schweizer-Franken und freie Station. Es wurde ihm die Erteilung des Deutschunterrichtes übertragen. Seine Schüler sind meist Portugiesen und er hat mit ihnen seine liebe Not. Bei diesem Anlaß lernt er Portugiesisch und beginnt die Übersetzung der „Eusiaten des Camoens“, deren erster Gesang 1835 bei Danheimer in Kempten erscheint. Fellenberg war vom Erfolg des Unterrichts befriedigt, dagegen Rochholz nicht von seinem Gehalt. Vom 1. Oktober an erhielt er deshalb eine Gehaltserhöhung von 200 Franken und es wurde ihm der Unterricht in einer jüngeren Klasse und in der Normalschule übertragen. Dieser Versuch gelang aber nicht, da Rochholz mit jener Klasse über ihren Horizont und bei den Normalschülern über denjenigen ihres Berufes als Volksschullehrer hinausging. Als Fellenberg ihm deshalb eine Bemerkung machte, nahm dieser es so übel auf, daß er gleich am folgenden Tage jenem schrieb, er sei es seiner Ehre schuldig, sich seinen Zumutungen zu entziehen. Zugleich verlangte er die Manuskripte der Gespräche über Fellenberg, dieser seinerseits die Rückgabe der Dokumente zu diesen Gesprächen. Es entwickelte sich daraus zwischen den beiden ein unerquicklicher Streit, der 3. T. auch in der Presse seinen Niederschlag fand.

Vom 20. Januar 1834 — 6. November 1835 ist man ohne direkte Nachricht über Rochholz. Zweifelsohne hat er sich aber in Bern aufgehalten. Dort erschienen 1834 die „Lieder der Jugend“, dort 1835

<sup>114</sup> J. Hunziker. S. 15.



die „Eidgenössische Liederchronik“.<sup>115</sup> Mit dieser Arbeit betrat Rochholz dasjenige Gebiet, auf dem er Bedeutendes erreichen sollte. Er hat die Lieder aus bekannten Zeiten und mit bekannten Verfassern chronologisch geordnet, in einem Anhang dagegen alle diejenigen unbekannten Ursprungs zusammengestellt. Die erste Abtheilung wiederum hat er nach den historischen Ereignissen angeordnet: a) Berner Bündnisse und Fehden, b) Die ersten Kriege von Österreich, c) Der alte Zürichkrieg, d) Thurgauer- und Mühlgäuer- und Waldshuterzug, e) Die Burgunderkriege, f) Der Schwabenkrieg. Unter den Liedern unbekannten Ursprungs möchten wir namentlich hervorheben, das „Tellenlied“ (Seite 277), ein „Lied vom Bruder Klaus“ (Seite 313), die zwei Gedichte über die Schlacht von Novarra und besonders das Ostfriesenlied der Oberhasler, worin der Ursprung der alten Schweizer vom skandinavischen Norden abgeleitet wird und das Rochholz kritisch-historisch untersucht hat. Am 6. November 1835 wird Rochholz in Biel provisorisch als Lehrer der deutschen Sprache angestellt. Da hingegen die Probelektion im Religionsunterricht nicht ganz genügend war, so wird ihm dieses Fach nicht übertragen. Sein Unterricht war anregend und fruchtbar. Um die Schüler aufzumuntern, lud er sie jeden Samstag Abend zu freiem Vortrag und Gedankenaustausch auf sein Zimmer, was ihm aber sehr übel aufgenommen wurde; vom Administrationsrat erhielt er dagegen eine glänzende Rechtfertigung. — In Biel hielt sich zu jener Zeit auch Dunier auf, gewesener Stabsarzt der französischen Armee unter Napoleon I. in Syrien. Diesem erteilte er Deutschunterricht und erfuhr durch ihn eine Anzahl Anekdoten über die napoleonischen Feldzüge.

Als im Laufe des Jahres 1835 durch Reorganisation der Kantonschule in Aarau die dortigen Lehrstellen für deutsche Sprache und Literatur am Gymnasium und an der Gewerbeschule erledigt wurden, meldete sich unter andern auch Rochholz. Der Verwaltungsrat in Biel hatte ihm ein ausgezeichnetes Zeugnis mitgegeben. Am 24. März wurde Rochholz mit vier andern Bewerbern zu einer Prüfung und Probelektion eingeladen. Über seine schriftliche Arbeit: „Welches ist der Grundbegriff der Epopöe, unter welchen Umständen ausschließlich kann sich ein National-

<sup>115</sup> Eidg. Liederchronik. Sammlung der ältesten und wertvollsten Schlacht- und Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Jähringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern u. a. Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert von Ernst Ludwig Rochholz. Bern, Fischer & Co. 1835.

epos gestalten und in welchen Verhältnissen stehen ebenfalls die Ilias, Aeneis und die Nibelungen zueinander?", äußerten sich die Experten, darunter Wilhelm Wackernagel von Basel, dahin, daß „unter den gelieferten Aufsätzen die Arbeit Rochholz' offenbar die inhaltsreichste und beste, reich an Beweisen seines gründlichen Studiums über diesen Zweig der Literatur und mit Geist aufgefaßt sei.“ Am 30. März wurde Rochholz zum Hauptlehrer der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium ernannt. Obschon Rochholz sein bayerisches Bürgerrecht niemals gegen das schweizerische hat umtauschen wollen, sondern reichstreu blieb, ist ihm der Aargau dennoch zur zweiten Heimat geworden. Noch etwas ist hier eingehend zu bemerken: Nicht nur Erziehung und Studium hatten Rochholz der Kirche abwendig gemacht, sondern seine Überzeugung, daß deutsches Volkstum und kirchliche Herrschaft zwei unvereinbare Gegensätze seien. Seine Überzeugung machte sich natürlich zunächst auf dem Gebiete der Schule geltend. Man muß im Auge behalten, daß der konservative Dichter A. E. fröhlich durch eine radikale Regierung aus der Schule entfernt und Rochholz an seine Stelle berufen worden ist. Klarerweise mußte also diesen die oberste Behörde auch schützen, anderseits aber war er a priori tendenziösen Angriffen ausgesetzt, wenn er eine schwache Seite zeigen sollte. — 1837 wurde Rochholz neben dem Deutschen auch die philosophische Propädeutik übertragen. Im Dezember gleichen Jahres wurde das von ihm unterbreitete Manuskript seines für die aargauischen Bezirksschulen und für die untersten Klassen der Kantonschule berechneten Lesebuches „Freidank“ genehmigt. Im Buchhandel erschien derselbe 1838 bei Sauerländer inarau: „Der Neue Freidank, Geschichte der deutschen National-Literatur, nach Sage, Religion, Sitte, Sprachentwicklung und Dichtkunst, aus vaterländischen Dichtern dargestellt, in Poesie und Prosa.“ Der Freidank ist eine Anthologie. Dabei gibt Rochholz genau an, was nach ihm „eine Anthologie sein muß und was sie nicht sein soll“, nämlich „kein Schiller'scher Karrenknecht; weder eine Klopstock'sche Germania, noch ein Voß'scher Teut: weder Kunst aus Teutoburger Eichen ziehend, noch mit griechischen Gebeinen jene Eichen herabwerfend; sie ist kein Kollekteur der Xenien, der, bei der Armut und für die Armut sammelnd, unvorbereitet sich in den Labyrinth des Vorhandenen verirrt . . . usw., positiv ausgedrückt: „Anthologien sind jährliche Rechenschaftsberichte über Talent und geistigen Haushalt der Deutschen; Chroniken über Niederlagen und Siege unserer Sprache seit der Reformation; eine in den gesamten

Volksg Geist ; zurück sich wendende Vö lkerwanderung unserer gesamten Dichterschar.“ (Einleitung S. VII.) Über die Benennung „Freidank“ äußert er sich wie folgt: „Freidank oder Vridank's Bescheidenheit ist ein edles deutsches Lehrgedicht aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, wo ein ferngesunder Mensch die hervorragendsten Ideen jener herrlichen Zeiten so treu fleißig versammelte und niederlegte, daß er über den Inhalt sich selbst vergaß und, seinem Werke die Unsterblichkeit des eigenen Namens und Schicksals opfernd, hierin für unsere gelehrte Neugier verloren und unterging.“ (S. I.) Deshalb erschien auch der „Neue Freidank“ anonym. Das Buch zerfällt zunächst in einen „allgemeinen“ und in einen „besonderen“ Teil. „Der allgemeine Teil bringt in Kürze alle diejenigen Verhältnisse zur Sprache, welche der Mensch als Mensch, Christ und Bürger einzugehen hat; wogegen der besondere Teil die Resultate dieser allgemeinen Verhältnisse darstellt, wie diese dem Individuum aus innerlichem Leben und freudiger Geistesgewißheit redlich zur Äußerlichkeit des freientwickelten Kunstproduktes gedeihen. Beide Abteilungen sind demnach nicht willkürlich gesetzt, sondern verhalten sich als notwendige zueinander, wie Lehrzeit und Wanderjahre, wie Unterweisung und Meisterschaft. Steigert sich somit der Inhalt des Buches vom ersten zum zweiten Hauptteil, so muß sich dieselbe Ideensteigerung sogar in den einzelnen kleineren Abschnitten wiederholt durchführen; eine Bemühung von unserer Seite, die nur einem gar blöden Auge entgehen wird.“ (S. XI).

Das Bestreben von Rochholz' ging dahin, den deutschen Unterricht auf der breitesten Grundlage der Wissenschaft Jakob Grimms vom deutschen Volkstum aufzubauen. Über die deutsche Literatur im besondern prägt er am Schlusse seiner Einleitung folgende markante Worte: „... Daß fortan unsere Poesie nicht mehr die Dienstmagd trivialer Begierden, daß unsere edle Sprache nicht mehr das Babel aller Vö lkerschiefheiten, nicht mehr das Ausrufungszeichen alles patriotischen Tauschels, und der Paragraph aller pedantischen Nüchternheiten, sondern, wie Goethe sagt, die Weltsprache werde; daß unsere Literatur der Stapelplatz und Markt der Weltliteratur sei, daß wir seit Jahrhunderten an diesem Marktplatz bauen; welche Geistesherrlichkeiten wir dann in den Nischen beizusetzen haben; wie es Licht werden und das innerste Heiligtum eröffnet sein wird, sobald die schöne Kunst als wahres Leben, und das Reich der Dichtung als das Reich der Wahrheit gilt: Dies ist das Resultat dieses letzten Abschnittes und des ganzen Buches.“

Kurz nach dem September-Putsch des Jahres 1839 erfolgte der erste Angriff auf Rochholz. Er wurde angeklagt, die Jugend im antichristlichen Sinne zu erziehen. Dieser Angriff begründete sich auf den Aufsatz eines seiner Schüler, der darin die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Menschheit einst auch über das Christentum hinausschreiten werde. Wenn der aargauische Erziehungsdirektor Augustin Keller Rochholz restlos in Schutz nahm, so bedeutete dieses Vorgehen auch einen Sieg des Liberalismus über den Konservatismus. Im Jahre 1840 verheiratete sich Rochholz mit Augusta Schröder aus München. Die Bekanntschaft machte er bei dem als Landschullehrer in Grenchen lebenden deutschen Flüchtling Karl Mathy,<sup>116</sup> dem späteren Minister im Großherzogtum Baden. Auch diese hervorragende Persönlichkeit stand mit Aarau und der Kantonschule in Kontakt. An der Hochschule Heidelberg, die Mathy im Jahre 1824 bezogen hatte, studierte er Staatswissenschaft und war Burschenschafter. Nachdem er seine Prüfung als Cameralpraktikant bestanden, wurde er seiner Tüchtigkeit wegen als Mitarbeiter an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ zugezogen, damals in Deutschland unbestritten das erste Blatt. Später gründete er eine eigene Zeitung, den „Zeitgeist“, welche unter dem Namen eines Strohmannes erscheinen mußte, weil Mathy das erforderliche Alter von 30 Jahren noch nicht besaß. Wenn er auch mit dem Frankfurter Attentat nicht einverstanden war, so war er doch den Flüchtlingen ein Beschützer, weshalb er, um der Verhaftung zu entgehen, in die Schweiz flüchtete. In Biel nimmt er die Stelle eines Übersetzers bei der Zeitung „La Jeune Suisse“ an (4. Juli 1835 bis 23. Juli 1836) und übersetzt aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt. Im Redaktionszimmer verkehren Rauschenpat, Harro Haring und Wilhelm Sauerwein. 1836 gibt er Unterricht am Gymnasium in Biel, wo er Rochholz im Deutschen vertritt. Im folgenden Jahre wird er wegen seiner Beziehungen zum „Jungen Deutschland“ und zur „Jungen Schweiz“ verhaftet und nur unter der Bedingung entlassen, daß er die Schweiz bis 1. September verlasse. Damals setzten sich Rochholz und andere Professoren von Aarau für ihn ein und es wurde ihm eine Lehrerstelle am Gymnasium in Aussicht gestellt, wenn er sich einer Prüfung unterziehe. „Mit Feuereifer ergriff Mathy die neuen Bücher, saß Tag für Tag über Literaturgeschichte und mittelhochdeutscher Grammatik, las und

<sup>116</sup> Gustav Freytag. Karl Mathy. Geschichte seines Lebens.



erklärte, von Rochholz angeleitet, alte deutsche Dichter. Während die Landschaft in Schnee gehüllt war, während im Lande der Zorn gegen die Flüchtlinge immer noch oben auf war, flangen im Haushalt der Flüchtigen (Mathy hatte seine Familie bei sich) die Verse Walters von der Vogelweide, der Nibelungen und Gottfrieds von Straßburg.“<sup>117</sup> Durch Oberst Schmiel, einem Böhmen, wurde ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht und nur auf Umwegen gelangte er nach Aarau und zwar ins Regierungsgebäude, wo er seine Probelektion ablegte, während das Haus von Landjägern umstellt war, die ihn nachher abfassen sollten. Durch ein Hintergebäude wurde er nach bestandener Prüfung entführt. — Wenn er auch die erhoffte Stelle nicht erhielt, so wurde er doch von der Proscriptionsliste gestrichen und erhielt das Diplom für Sekundarlehrer in Grenchen, wo eben Rochholz seine Frau kennen lernte. Ein Jahr später konnte Mathy in die Heimat zurückkehren und erwarb sich dann als Minister einen erstklassigen Namen.

In den Jahren 1842 – 1843, da Rochholz das Amt eines Rektors bekleidete, kam es zu einem unerquicklichen Streit zwischen den einzelnen Lehrern der Kantonschule, wobei Rochholz im Mittelpunkt der Angriffe stand. Die eigentliche Ursache des Streites war der Gegensatz zwischen dem Freisinn der politischen Flüchtlinge Kurz, Volley und Rochholz und dem monarchistisch-konservativ gesinnten Eduktionsrat Karl Mager.<sup>118</sup> Letzterer ein bedeutender Pädagoge, gleichfalls Lehrer an der Kantonschule (Professor der französischen Sprache und Literatur) hatte in seiner weitverbreiteten „Pädagogischen Revue“ die Meinung ausgedrückt, „daß wir unsere Revolutionäre widerwärtig wie Knoblauch und Wanzen seien und daß er sich zur Ehre anrechne, von den deutschen Flüchtlingen, die sich in Aarau aufhielten, von Herzen verabscheut zu werden.“ Auch in diesem Falle unterlag der konservative Karl Mager, denn sein Entlassungsbegehren vom Jahre 1844 wurde ohne weiteres angenommen. Über den Streit selbst unterrichtet die Schrift Magers „Politische Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz.“<sup>119</sup> Aus dem ganzen ist einmal zu sehen, daß hier politische Meinungsverschiedenheiten in der hitzigsten und rücksichtslosesten Weise geführt, auf einander platzten. Auf beiden Seiten verfuhr man unsachlich

<sup>117</sup> Gustav Freytag, Karl Mathy. S. 156. <sup>118</sup> E. L. Rochholz, Ein Eiedermomat. In: Alpina, Schweiz. Jahrbuch für schöne Literatur, herausgeg. von H. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter 1841. <sup>119</sup> Politische Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz, geschildert von Dr. Mager. Aarau Christen, 1843.

und wurde stets persönlich. Dieser nennt jenen einen „lügnerischen Revolutionär“ und jener den andern einen „Fürstendiener.“ Genannte Schrift sollte als Beilage zum „Schweizerboten“ erscheinen, was aber vom Herausgeber Sauerländer nicht zugelassen wurde, woraus Mager natürlich den Schluß zog, daß auch dieser von der radikalen Partei geschmiert sei. Es ist übrigens interessant, daß Sauerländer als Grund seiner Zurückweisung angibt, daß vor 36 Jahren (also 1807) zwischen Rektor Evers und Prof. Hofmann ein ähnlicher Streit geherrscht habe, welcher sehr unangenehme Folgen gezeitigt habe. Es ist natürlich von ihrem Standpunkt aus begreiflich, daß weder der Verleger Sauerländer, noch der Redaktor Jschokke, beides politisch fortschrittliche Männer, beides liberale Deutsche, ihre Zeitung dafür hergeben wollten, damit darin den Deutschen über die Ohren gehauen werde.

Außer den zahlreichen Schriften Magers pädagogischen oder didaktischen Gehaltes ist vor allem seine pädagogische Revue von Bedeutung, welche er in seiner Aarauer Zeit ins Leben rief. Am 1. Juli 1840 erschien das erste Heft der „Pädagogischen Revue, Zentralorgan für Pädagogik, Didaktik und Kulturpolitik“.<sup>120</sup> Ihr widmete Mager seine ganze Kraft und einen großen Teil seiner Zeit. Sie verbreitete sich rasch über ganz Deutschland nach Frankreich, Rußland, England, Schweden und Dänemark, sogar bis nach Spanien. In ihr wurden die wichtigsten pädagogischen Probleme erörtert und wie häufig und nicht immer sachlich es manchmal zugeht, haben wir soeben gesehen. Mager hat die pädagogische Revue bis 1849 persönlich redigiert. Einer der häufigsten aargauischen Mitarbeiter war Rauchenstein, von dem namentlich Rezensionen über klassische Philologie erschienen. Er war auch sonst mit Mager verbunden, wie auch beide in ihren politischen Ansichten übereinstimmten.

Doch kehren wir zu Rochholz zurück! Eine im Jahre 1844 vom reformierten Kapitel erhobene Beschwerde bezog sich auf die Lektüre „Zinzen-dorfs“ von Varnhagen von Ense und wurde als unbegründet abgewiesen. 1845 wird Klage gegen ein Aufsatzthema Rochholz' „Über das Wesen des Romans“ eingereicht. Zugleich wird geklagt, daß Rochholz nicht selten in seinem Unterricht Anlaß nehme, sich über religiöse und kirchliche Ansichten unziemlich und verletzend zu äußern. Es wird festgestellt, daß manche Themata das positive Wissen und Vermögen der Schüler übersteigen, daß Stoff zu sogenannter humoristischer Behandlung für

<sup>120</sup> Pädagogische Revue. Zentralorgan für Pädagogik, Didaktik und Kulturpolitik. Hrsg. von Dr. C. Mager, Stuttgart 1840.

diese Altersstufe ungeeignet sei, daß namentlich durch ein Thema das Romanlesen provoziert werde. Da Rochholz seine Stellung für gefährdet betrachtete, meldete er sich an die erledigte Rektoratsstelle am Realgymnasium in Nürnberg, erhielt sie aber nicht.

Im Juli und August 1847 unternahm Rochholz eine Reise mit seinem Freunde Danheimer nach Gressoney, der deutschen Gemeinde in Piemont am Fuße des Monte Rosa. Darüber hat er verschiedene Vorträge gehalten und hat eine Episode aus dem Stilleben jener Gegend zu einer Novelle verarbeitet: „Der Pfarrer von Alagna“, die leider verloren gegangen ist. —

Rochholz hatte schon seit Jahren Sammlungen über volkstümliche Überlieferungen aller Art anzulegen begonnen. Über 60 Bände teils gedruckter, teils handschriftlicher Art sind davon erhalten. Sie sind der Beweis einer fast unglaublichen Belesenheit, eines feinen Spürsinnes und eines unermüdlichen Sammlergeistes. Rochholz ging dabei von der romantischen Schule aus, deutlich ausgesprochen in den Arbeiten der Brüder Grimm, namentlich in der „Deutschen Mythologie“ und in den Kinder- und Hausmärchen“. Damit stellte er seine ganze Kraft in den Dienst der nationalen Idee. Die gesamte Schülerschaft machte er zu seinen Mitarbeitern. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß ihm von den Schülern viel Gemachtes und Verunstaltetes gebracht wurde und daß er in der Erkenntnis dessen, die ihm überbrachten Materialien nach seiner eigenen Ansicht und Geschmack behandelte, wodurch „erstens jener feine Duft des Erdgeschmackes, jener schlichte Adel der Form, der dem wirklich unverfälschten Volkslied und der Volks Sage eigen, Vorzüge, die keine Sprachgewandtheit zu ersetzen vermag, und zweitens das absolute Vertrauen auf die Echtheit dieser Materialien“ verloren gingen.<sup>121</sup> Im Mai 1849 und im November 1850 wird Rochholz ermahnt, nicht solche Stoffe als Aufsatzthemata zu verwenden. Darauf erwidert Rochholz u. a.:<sup>122</sup> Genau genommen wären dann auch Schillers, Goethes, Bürgers, Uhlands, Herders auf Volks Sagen begründeten Gedichte aus dem Unterrichte wegzulassen, ebenso Hebels Gedichte und Rätsel, die deutsche und griechische Heldensage, Homer und Nibelungen, also alles dasjenige, was das dauerhafte Eigentum aller Schulen und der unerschöpfliche Lehrstoff aller Lehrer ist. — Dann soll ich zweideutige, rohe, schlüpferige, unzüchtige, unflätige Punkte, die kein Vater bei seinen Kindern durch-

<sup>121</sup> J. Hunziker. S. 28. <sup>122</sup> J. Hunziker. S. 29/30.

gehen lassen würde, in den Schülerheften ungeahndet hingenommen und soweit meine Lehrstellung nicht gewahrt haben. . . . Wo ich konnte, wo es der betreffende Fall zuließ, da habe ich meine warnende Note in das Heft eingeschrieben und diese Warnung in der mündlichen Korrektur vor der ganzen Klasse unerhitzt, aber wie ich hoffe, auf würdige Weise wiederholt. Zeugen hiefür sind alle meine Schüler, Zeugen gleichfalls die von mir korregierten Hefte. Das Nötigste habe ich also getan und zur rechten Zeit und in gebührender Weise. Daß blinder Eifer nur schade, habe ich dabei vor allem beherzigt." — Dazu sagt wiederum sein Schüler Hunziker: „Wenn wir hinterher uns die Sache genau überlegen, so müssen wir zugestehen: es war ein ungewohntes und eigen tümliches Verfahren, den Schüler durch Vermittlung der provinziellen Volksüberlieferung in die Literatur einzuführen; gar viele mögen auf dem nicht eben glatten Wege gestolpert, ermüdet oder irre gegangen sein; der Lehrer selbst verleugnet es nicht, daß er zugleich literarische Zwecke verfolgt. Aber wie der Sprachunterricht ausgehen kann von der Mundart, so der literargeschichtliche von der Volksdichtung. Und wenn hie und da einige Schüler strauchelten, wenn diese Arbeitsbienen neben echtem Honig auch manchen Irrtum in die Sammelmappen eintrugen, so lag der wesentliche Gewinn für sie doch darin, daß der Lehrer sie auf diese höchst anregende Weise in seine eigene reiche Gedankenwelt einführte, während seine scharfe Kritik und seine stets scharfe Dialektik auch aus trübem Gestein den zündenden Funken schlug." — In einer Zuschrift der Regierung an den Kantonschulrat im Jahre 1851 bemerkte dieselbe, es werde in der Öffentlichkeit von Schülerheften aus dem Unterricht von Rochholz gesprochen, welche ungeeignete, mit dem sittlichen Anstand nicht vereinbare Aufgaben enthalten und befiehlt Untersuchung. Nach dieser wird beschlossen, „die Lehrtätigkeit des Herrn Rochholz seit 1845 als sehr befriedigend anzuerkennen; betreffend den „Tragemunt“ dem Verfasser das Mißfallen der Behörde auszusprechen, weil derselbe durch Sprache und Inhalt einzelner Stücke bei vielen im Lande das Vertrauen zur Schule gefährde, und namentlich das Gefühl für religiösen Glauben und Gesittung bei einem großen Teil des Publikums verletzt zu haben scheine.“

„Tragemunt“<sup>123</sup>, eine Sammlung von Kindergedichten in „Rätselketten, Rätselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern“,

<sup>123</sup> Tragemunt. Neue Kindergedichte in Rätselketten, Rätselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern. Eßlingen 1851.



scheint uns indes nicht so beschaffen zu sein, daß damit das Seelenheil der heranwachsenden Jugend gefährdet wäre. Wohl ist die Sprache manchmal nicht bloß natürlich, urwüchsig und frisch, sondern recht derb und grob, weil sie eben die Sache beim Namen nennt:

Kain's Floh (S. 102).

Der Kain verpißte die Hosen  
 Und schlief im Bette nicht ein  
 Drum roch er wenig nach Rosen  
 Und sah gar meisterlos drein.  
 Man steckte den bösen Gesellen  
 In Hosen von Ziegenfellen  
 Doch blieben auch diese nicht rein.  
 Was konnte die Mutter nicht Lieder!  
 Sie sang's ihm nieder und hoch,  
 Daß duckte der Bruder sich nieder  
 Ihr Abelschen schlummerte froh:  
 Doch Kain, als steck er am Messer,  
 Schrie ärger und pißte noch besser  
 Daß Windel triefte und Stroh.  
 Da hatte, so lang sie gesungen,  
 Ein Tierchen getanzt auf dem Stroh  
 Und sprang nun vom freischenden Jungen.  
 Aha? sprach Eva, so so!  
 Selbst Du, Du winziges Dingel,  
 Gehst auf und davon beim Schlingel  
 Und bist doch sein eigener Floh!

Auch macht sich Kochholz über den Aberglauben lustig, und auch über das, was nach Behörde und Zunft riecht, wird nicht immer mit dem gebührenden Respekt gesprochen. Oft ist das Gegenteil der Fall und der Verfasser überschreitet manchmal die Grenze des Satirischen, um Gift und Galle zu spritzen. So heißt es in einer Strophe von der „Schreibfeder“ (S. 23):

Ich bin ein Körper ohne Geist  
 Doch die Geschäftskamele  
 Die man bei uns Kopisten heißt,  
 Entreißen mir die Seele  
 Und finden denn in meiner Not,  
 Was ich nicht beißen kann, ihr Brot.

Daneben aber bietet das Buch vielerlei recht Positives: Lehrhafte Geschichten, wie diejenige vom „Bösen und guten Gewissen“ (S. 80), reizende Märchen, wie dasjenige vom „Osterei“ (S. 124—131) und persönliche Erlebnisse und Reminiszenzen, so „Der lange Gang“, eine spuckhafte Geschichte aus Dichters Kinderzeit (S. 141) und „Das erste Stammblatt“ (S. 146), wo er seiner toten Mutter gedenkt:

Wie mahnt mich dieses an die Zeit,  
Wo mir ein Herz, nun liegt's im Grab,  
Zu meiner Knabenfröhlichkeit  
Ein Stammbuch zum Geburtstag gab.

Und mir mit zarter Mutterhand,  
Mit einer Seele, mild und lieb,  
Auf's erste Blättchen, das sich fand,  
die unvergeßlichen Zeilen schrieb:

„Daß du mich einst im Alter trägst,  
Wie ich mein winzig Bublein trug,  
Und mich, wie ich Dich pflegte, pflegst,  
Dies ist, o Sohn, mir Lohn's genug.“

Wie tiefgreifend die Wirkung war, die der Unterricht von Rochholz auf seine Schüler ausübte, ersehen wir aus einem Brief eines seiner ehemaligen Schüler, den dieser beim Streit über den „Tragemunt“ am 26. Februar 1851 an Rochholz schrieb und der offenbart, daß Rochholz eine Persönlichkeit war, die auf den Werdegang der Schüler von entscheidendem Einfluß war.<sup>124</sup> Wie stark auch die Bevölkerung in diesen Kampf um Lehrmethoden und Weltanschauung mit hineingerissen wurde, illustriert die bereits erwähnte Novelle A. E. Fröhlichs „Die Witwe“ in drastischer Weise.<sup>125</sup> Das wertvolle Motiv, den Kampf einer tüchtigen Mutter gegen den verderblich wirkenden Lehrer ihres Sohnes, macht Fröhlich zum Träger seiner Tendenz. Die Anklagen sind dieselben, welche zu allen Zeiten gegen Rochholz erhoben wurden. Weil der Professor (Rochholz) den Sohn der Frau Salome, Franz, der seinen in die Fremde ziehenden Bruder ein Stück lang begleitete und es nachher unterläßt, in die Schule zu gehen, nicht bestraft (indem er ihn nicht über das Mittagessen einsperrt), setzt nun diese wackere Mutter, die das Herz am

<sup>124</sup> J. Hunziker. S. 31/33. <sup>125</sup> A. R. auf das Jahr 1851, Aarau und Thun. A. E. Fröhlich, Die Witwe. S. 241/83.

rechten Fleck hat, aber eine eigensinnige und rechthaberische Frau ist, alle Hebel in Bewegung (den Pfarrer, den Schulinspektor, den Bürgermeister und zuletzt die Schulpflege), damit der Sohn dennoch bestraft werde. Weil ihr dies nicht gelingt, gibt sie sich nun in nicht gerade christlicher Weise alle erdenkliche Mühe, den Professor, der nur provisorisch angestellt ist, von seinem Posten weg zu schaffen, was sie durch allerlei Ränke endlich zuwege bringt. Sie und Meister Klaus beweisen dem Professor am öffentlichen Examen sein Unrecht und erzwingen dadurch seine Absetzung. Der Ausgang der Novelle ist allerdings ein Triumph, der fröhlich nur in seiner Phantasie davon getragen hat. Denn in Wirklichkeit blieb eben Rochholz in seiner Stellung. Um zu zeigen, wie sehr fröhliche Novelle sonst mit der Wirklichkeit übereinstimmt, geben wir einige markante Proben. Frau Salome im Gespräch mit Meister Klaus, einem Handwerksmeister alter Währung, sagt: „Es ist überhaupt traurig, mit welcher Leichtfertigkeit eben jetzt Lehrer angestellt werden und wie auch unsere Schulbehörde diesem neuen Herrn Professor die oberste Schule unseres Ortes anvertraut. — — Im Ausland als Anführer von Barrikaden auf Mitbürger geschossen zu haben, (Anspielung auf Rochholz' angebliche Teilnahme am Frankfurter Attentat) dann feldflüchtig, verbannt oder zum Zuchthaus verurteilt zu sein, das scheint gegenwärtig das beste und unbedingteste Wahlfähigkeitszeugnis. Nicht einmal nach Gründlichkeit der Kenntnisse wird gefragt, auch nicht nach Lehrtalent, nach persönlicher Würde, nach Wandel und Glauben durchaus nicht, im Gegenteil je heidnischer, desto besser!“ Meister Klaus: „So ist er leider; das Landeskind gilt gar nichts, wenn es ein Kind des Friedens ist und nicht jeden Aufruhr in den Himmel erhebt. So wurde unser Vikar (natürlich fröhlich) neben diesem Herrn Professor auf die Seite gestellt; aber freilich der Vikar war ein Geistlicher und zwar ein rechter, aber den Herrn Professor hat man noch nie in einer Kirche gesehen, und ob seine Schüler den Gottesdienst besuchen, darnach hat er sie noch gar nie gefragt. Und solch ein Mensch soll noch Religionsunterricht erteilen!“ Frau Salome: „Leichtfertige Meinungen über unseren Glauben hat mir Franz auch schon heimgebracht. So nannte er leztthin Kirchenlieder wie „Was Gott tut das ist wohl getan“ altväterisch und abgeschmackt.“<sup>126</sup> An einer andern Stelle klagt Frau Salome der Frau Pfarrerin, mit welcher sie auf gutem Fuße steht, im Gegensatz

<sup>126</sup> A. R. auf das Jahr 1851, Aarau und Thun, A. E. Fröhlich: Die Witwe. S. 248/49.

zum Pfarrer, der zum Professor hält, in bezug auf Franzens Schreibbücher, „daß diese unschön seien, und zwar vom Professor korrigiert, ohne irgend eine Bemerkung über die Nachlässigkeit der Schrift und der Arbeit; ja zu manchen unbescheidenen und absprecherischen Worten habe der Lehrer sein „gut“ oder „nicht übel“ geschrieben. Und was für Aufgaben zu Aufsätzen las sie da! Daß das Christentum die Bildung der Germanen aufgehalten und auf Abwege gebracht habe; daß Luther den Deutschen eine neue Knechtschaft auferlegt, daß Klopstock, Herder, Claudius Pietisten seien.“<sup>127</sup> Auch die Pfarrerin, bei deren Mann der Professor oft verkehrt, hat verschiedenes auf dem Herzen: „Gewisse Dichtungen, die uns vor vielen lieb sind, wie Herders Legenden oder Novalis, wollte er nie vorlesen; sprachen wir von einem Gerhard, Gellert, Lavater oder auch von einem Spitta, lenkte er auf anderes, und Spott und Hohn spielten in seinen Zügen; selber von den herrlichen Liedern meines Lieblings Körner ließ er nichts gelten, auch nicht von Schenkendorf; von Rückert wollte er gleichfalls nichts wissen, außer von seinem Eulenspiegel Harriri; des Brahmanen Weisheit nannte er geringfügig ein wunderliches Lehrgedicht von ungenießbaren Verskünsteleien. Ein Lehrgedicht sagte er, ist überhaupt ein Unsinn.“<sup>128</sup> —

Trotzdem Rochholz für sich selbst sehr anspruchslos war, hatte er für andere stets eine offene Hand. Besonders als im Jahre 1848 der Strom politischer Flüchtlinge sich über die Schweiz ergoß, trug er jedem, der es bedurfte, seine Hilfe an. Auch wuchsen die Ausgaben mit der wachsenden Kinderschar. Alle Mittel wurden versucht, um das drohende Unheil zu beschwören; so wurde ihm auf 1. Januar 1857 sein Gehalt auf das Maximum erhöht. Auch sprangen ihm viele ehemalige Schüler bei. Vergeblich! Die Schar der Gläubiger wuchs von Tag zu Tag. Rochholz aber blieb unverzagt, als der Schuldenbote seinen Hausrat pfändet, ruft er aus: „So nun schreiben wir unsere Bücher!“ Durch seine während Jahrzehnten mit Beharrlichkeit fortgesetzten Arbeiten, war es ihm möglich, in rascher Reihenfolge eine ganze Anzahl Originalarbeiten zu fördern. — 1853 waren bereits die „deutschen Arbeitsentwürfe“ erschienen.<sup>129</sup> Diese für das Aargauer Gymnasium ge-

<sup>127</sup> U. R. Auf das Jahr 1851, Aarau und Thun, U. E. Fröhlich: Die Witwe. S. 257. <sup>128</sup> Die Witwe. S. 262. <sup>129</sup> Deutsche Arbeitsentwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf höheren Lehranstalten, 2 Teile, Mannheim, Bassermann 1853.



schriebenen deutschen Arbeitsentwürfe bestreben sich hauptsächlich, „die Liebe zum Heimatlichen zu entwickeln, den Natur- und Familiensinn zu steigern, Erinnerung und Empfindung der Knabenwelt in ursprünglicher frische und Heiterkeit wiederkehren zu lassen, Glauben und Frömmigkeit des Elternhauses und unverletzliche Würde in den Herzen der Jugend zur Sprache zu bringen.“<sup>130</sup> Nach Rochholz soll der deutsche Unterricht die Wirkung tun, „die man sonst der Reihe nach vom philosophischen, mathematischen, religiösen usw., je nach den Stimmungen der Zeit ebenso ausschließlich erwartete. Ohne daß etwas Namhafteres geschehen wäre, soll namentlich der deutsche Aufsatz alles mögliche auf einmal erfüllen und einbringen: Sprache und Sachkenntnis, Energie des Willens und der Denkkraft, Herzensbildung und Schönheitsgefühl, Erfindung und Darstellung“.<sup>131</sup> Während der erste Teil des Werkes sich mit „Beschreibung und Erzählung“ beschäftigt, behandelt der zweite „Vortrag und Aufsatz.“ — So stehen beide Bände in enger Verbindung miteinander und weisen einen inneren Entwicklungsgang auf. Besonders wertvoll dürfte das Werk durch eine Reihe von Originalaufsätzen sein. Das Ganze ist historisch und empirisch gehalten und stets durch Beispiele belegt. So ist es nicht verwunderlich, wenn dieses inhaltsreiche Buch auch über die Schule hinaus wirksam war. In einem Briefe erzählt ein Nationalrat Wapf aus Luzern, wie er nach zurückgelegter Primarschule als armer Ackerknecht aus diesem Buche durch jahrelange Nacht- und Sonntagsarbeit, da die Werkstage über ihm keine Zeit blieb, sich herangebildet habe.<sup>132</sup> Die Fortsetzung dieser deutschen Arbeitsentwürfe bildet der „deutsche Aufsatz“,<sup>133</sup> trotzdem diese Arbeit erst dreizehn Jahre später erschienen ist, und sie muß deshalb hier im Zusammenhang genannt werden. Es ist ein Lehrbuch über den deutschen Stil, aber nicht ein Lehrbuch alltäglicher Art, sondern ein Werk voll schöpferischen Geistes. Rochholz sagt: „Man tadle den Lehrer nicht deshalb, weil er anstatt fremdes zu entlehnen und nachzuforgieren, eigenes produziert. Wir Lehrer alle werden uns doch einmal zu den Schützen rechnen müssen, die nicht bloß nach der Scheibe schießen, sondern auch ihr genießbares Stück Wild mitheimbringen wollen. Dies

<sup>130</sup> Deutsche Arbeitsentwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens auf höheren Lehranstalten, 2 Teile, Mannheim, Bassermann 1853. S. 2. <sup>131</sup> Deutsche Arbeitsentwürfe. S. 5. <sup>132</sup> J. Hunziker. S. 34. <sup>133</sup> E. L. R. Der deutsche Aufsatz. 4 Abteilungen stilistischer Aufgaben und Ausarbeitungen für Lehrer und Schüler höherer Schulen, Wien 1866.

angewendet auf den deutschen Stil, so ist derselbe längst keine Sache mehr einer nach Paragraphen abhandelnden Schultheorie, der gute deutsche Stil ist vielmehr eine öffentliche Angelegenheit geworden.“<sup>134</sup> — Neben einer Anzahl von kleineren Arbeiten, welche zwischen 1853 und 1866 erschienen, und in ihrer Mehrzahl einzelne Abschnitte aus der Volksüberlieferung behandelten, fallen in die Mitte dieser Periode drei Hauptwerke, welche den Ruf des Gelehrten sichern sollten: „Die Schweizerfagen aus dem Aargau“, das „Alemannische Kinderlied und Kinderspiel“ und die „Naturmythen“.

Die Schweizerfagen aus dem Aargau<sup>135</sup> bilden einen so reichen und vielseitigen Beitrag zur Literaturgeschichte des Aargaus und damit auch der Schweiz, daß sie schon etwas eingehender betrachtet werden dürfen. Zwei Hauptbetrachtungen legt Rochholz seinem Werk zugrunde: diejenige des landschaftlichen Gaus und diejenige des altgeschichtlichen Gaus. — Bei seiner landschaftlichen Betrachtung mußten ihm selbstverständlich die drei großen Ströme, die das Land durchfließen, auffallen: Aare, Reuß und Limmat. Er sah die große Zahl von Gewässern, die diesen Hauptflüssen zuströmen, von denen allein in die Aare rechter Hand elf und linker Hand acht gehen und er bemerkte auch die zahlreichen Quellen, von denen einige heilkräftiger Art sind. Er erinnerte sich, daß es noch vor etlichen Jahren an Rhein, Reuß und Aare Goldwäscher gab und verstand nun auch den Volksaberglauben von den „geheiligten“ Gewässern. Sein Blick schweifte auf den breiten Rücken des Juras mit seinen ausgedehnten Weiden und Waldungen und er kam zum Schluß: „daß in solchen Landschaften die Bäume ihren mehrhundertjährigen Geburtstag, daß solcherlei Waldstrecken ihren „wilden Jäger“, solcherlei zerflüftete Gebirge ihre Schatzhöhlen, Drachen und goldschmiedende Zwerge reichlich haben müßten.“<sup>136</sup> Dies hat er auch in den Abschnitten seines ersten Bandes nachgewiesen. Bei seiner geschichtlichen Betrachtung äußert sich der Verfasser wie folgt: „Ein Land, das unter so verschiedenen Herren, weltlicher- und kirchlicherseits gestanden hat, so lange von patrizischen Landvögten, Kastvögten, Untervögten und klösterlichen Herrenschaffnern verwaltet worden ist, muß jetzt noch eine Fundgrube von Rechtsalter-

<sup>134</sup> E. L. R. Der deutsche Aufsatz. S. IV. <sup>135</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. 2 Bände. Aarau, Sauerländer 1856. <sup>136</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. S. XV.

tümern, verschiedenartigen Sätzen und Bräuchen sein. Die Rechtsfrage quillt daher in unserer Sammlung mit einer, wie es scheint, bisher noch unbekannt gewesenen reichhaltigsten Ader. Ebenso hat der konfessionelle Hader auf demselben kleinen Schauplatz nicht bloß eine Reihe von Sobriquets, Ortsaneddoten, Lallenburgerstreichen und Witzgeschichten hervorgerufen, sondern auch die ehrwürdige Legende zugleich mit erhalten und ins Licht gestellt.“<sup>137</sup> Indes beschränkt Rochholz seine geschichtliche Betrachtung auf die Alemannenherrschaft, denn im Gegensatz zu den Burgundern, die im Süden der Schweiz einer überlegenen Kultur begegneten und sich dort allmählich romanisierten, trafen die Alemannen in der nördlichen Schweiz wenig mehr von dem römischen Einfluß seit dem die römischen Kantonnemente und die großen Militärstraßen von da weg verlegt waren. Zudem begegneten die Alemannen nur einer in Kümern begriffenen keltischen Nationalität und Sprache, die nicht höher entwickelt war als ihre eigene Mundart. — Dieser alemannische Gau umfaßte alles Land zwischen Aare und Reuß, begann an den Urner und Thuner Alpen und reichte auf der rechten Aare niederwärts bis zum heutigen Städtchen Hauenstein am rechten badischen Rheinufer. Deshalb dehnt auch das Buch seinen Gesichtskreis so weit aus, als hier die politische und kirchliche Wirkung der Alemannenherrschaft einst gereicht hat. Und nun zieht der Verfasser auch die Konsequenzen: „Aus diesem Rechte erwächst dem Werke die Pflicht, das in diesem Lande mit gutem Auge Erblickte, auch nach deutschem Maße zu messen. Hierin liegen nun die Gründe, warum das Buch etliche solcher Sagen, welche außerhalb der Grenzen des heutigen Kantons spielen, mit planmäßiger Wahl an sich gezogen und zu den übrigen gleichnamigen Nummern gestellt hat; und warum es ferner bei der Erklärung seines Materials sich aller Hypothesen aus keltischer und gallischer Supposition enthält, warum es mit Gläubigkeit und mit Ehrlichkeit allein bei deutscher Mythen- und Sprachforschung sich Rates holt.“<sup>138</sup> — Was nun die Quellen anbetrifft, so nennt er deren hauptsächlich einmal: „die Armen, die Alten und die Kinder, und zweitens: die Schuljugend, wobei es den Verfasser innig freut, auf einem Boden gestanden zu haben, so gesund und ursprünglich, wie ihn die älteste Vorzeit zu dem gleichen Zweck jemals abgegeben hat.“ Daneben hatte er zwei besondere Ge-

<sup>137</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. S. XIX. <sup>138</sup> Schweizerfagen aus dem Aargau. S. XXIII.

währsmänner, die ihm bei seiner Arbeit mit Rat und Tat behilflich waren, einer ein Aargauer, der andere durch seinen Aufenthalt mit dem Aargau wohlbekannt: Augustin Keller und Wolfgang Menzel.

Das zweite Werk jener Epoche trägt den Titel „Alemannische Kinderlieder und Kinderspiele.“<sup>139</sup> Die Sammlung will Mythe, Sprache, Zucht und Kunst der Ahnen zusammen in dem ihr vergönnten kleinen Rahmen nachweisen, damit man das Vorhandensein dieser Hüter auf größeren Gebieten und so gewisser einsehe und sich des Gewinnstes erfreue. Dem Literaturhistoriker kann dieses Buch eine noch ungeahnt reiche Quelle werden bei der Behandlung unseres allgemeinen Volksliedes, dem Sprachforscher eröffnet es fast mit jedem Wort ein frisches Feld der Ausbeute, dem Bürger gewährt es ein reineres Verständnis unseres Volksgeistes, es bestärkt sein Vertrauen auf die Unverderblichkeit der Menschennatur. Dem Pädagogen muß es das älteste Handbuch traditioneller Erziehungslehre heißen; für den Lehrer ist es die älteste Reimfibel; es schmückt die von ihm geleiteten Sprachübungen mit dem naturgemähesten, heitersten Material . . . . Sein Tausend von Sprüchen und Reimen wird der keimenden Seele des Kindes gesunder sein, als das Zuckerbrot der Jugendromane, die von Bettelleuten und Millionären erzählen und es wird sich befähigt zeigen, die Pest des Jugendlebens zu bannen, die Langeweile“.<sup>140</sup>

Beiden Werken wurde natürlich von der Buchstabenwissenschaft vorgeworfen, daß sie der Phantasie zu großen Spielraum ließen.

1862 erschienen als dritte größere Arbeit die „Naturmythen.“<sup>141</sup> „Wir zeigen hier die schweizerische Sagenbildung als bedingt durch den geologischen Bau seines Gebirges und den Gang seiner Gewässer. Der unvergängliche Realismus, den die Mythen auf diesen Felsenhöhen, in diesen Hochwäldern, an diesen Sturzbächen gewinnt, ist das Naturwahre selbst. — Die Mythe hat keine andern Wurzeln als Glauben und Wissen, aber anstatt dieselbe in Sonne und Luft vertrocknen zu lassen, schlägt sie dieselben rückwärts bis in die Tiefen, wo der Mensch mit der ihm umgebenden Natur einheitlich zusammenlebt“.<sup>142</sup> Die dreizehn

<sup>139</sup> Alemannische Kinderlieder und Kinderspiele aus der Schweiz, gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt. Leipzig, Weber 1857. <sup>140</sup> Alemannische Kinderlieder und Kinderspiele. S. IX/X. <sup>141</sup> Naturmythen. Neue Schweizer sagen, gesammelt und erläutert. Leipzig, Teubner 1863. <sup>142</sup> Naturmythen. S. V/VI.



Kapitel dieses Buches berichten über die „Wetterherren“, den „Kornweg“, den „Wilden Jäger im Jura“, die „Sturmtiere“, die „Zwerge im Jura“, „Waschende Jungfrau“, „Hortragen“, „Das Irrlicht“, „Schlange und Drache“, die „Wolken“, das „Verlorene Tal“, der „Mond“, die „Hasenfrauen“.

Inzwischen beeinträchtigte der mißliche Stand von Rochholz Privatangelegenheiten auch seine Stellung als Lehrer. Damit er nicht in einem ungünstigen Augenblick sein Amt ohne eine Entschädigung verliere, erfolgte im April 1866 seine Pensionierung. — Zu dieser Zeit war im Aargau Emil Welti, ein Schüler von Rochholz, Erziehungsdirektor, der später in der Schweiz wohlbekannte Bundesrat.<sup>143</sup> Aus Zurzach gebürtig, hatte er gleichfalls die Kantonschule in Aarau besucht, und wir wissen aus seiner Biographie, daß der Unterricht von Rochholz auf ihn für sein ganzes Leben gewirkt hat. Nachdem er 1869 zum Bundesrat gewählt worden war, war er auch Mitglied der Aufsichtskommission der bernischen Kantonschule. Diesem Amt hatte er die größte Sorgfalt gewidmet. Da er immer um 8 Uhr auf seinem Bureau war, richtete er seine Besuchszeit auf die Stunde von 7—8 Uhr. Dabei hat er dem deutschen Sprachunterricht und den alten Sprachen sein besonderes Interesse zugewandt. — Das Schulgesetz von 1865 für den Kanton Aargau war seine Arbeit. Bei der Reorganisation der Kantonschule geriet er als Erziehungsdirektor in einen Konflikt zwischen Pflicht und Herzen. Schmerzlich war es für ihn, daß er diese Pflicht nur erfüllen konnte, durch Entlassung von Lehrern<sup>144</sup>, zu denen er einst als Schüler mit Ehrfurcht aufgeblickt hatte. Er tat es in besonderer Weise, indem er die Pensionen sehr hoch ansetzte. Ihm hatte es also Rochholz zu verdanken, wenn er einen einigermaßen sorgenfreien Lebensabend hatte. „Die Entfernung des Deutschlehrers Rochholz erregte bei seinen früheren Schülern peinlichstes Aufsehen und heftigen Widerspruch, war er doch derjenige Lehrer, der es wie kein anderer verstand, die jugendlichen Geister zu wecken und zu beleben, wenn sie vom Übermaß des Gedächtnisframes, dem Präparieren auf den Unterricht, dem Retrovertieren, Auswendiglernen und den Hausarbeiten aller andern Fächer zu versumpfen drohten. . . . Seine Pensionierung erschien einem großen Teil

<sup>143</sup> Arg. Bd. XXVIII. Bähler: E. Welti im Aargau. H. Weber. Bundesrat Emil Welti. Ein Lebensbild, Aarau 1903. <sup>144</sup> Zu diesem gehörte auch Rudolf Rauchenstein, dem Welti seine Vorliebe für das klassische Altertum verdankte.

seiner Schüler als Konivenz gegen reformierte Pietisterei und ultramontane Unduldsamkeit. Tatsächlich freilich stunden die Dinge so, daß weite Kreise des Kantons zu Stadt und Land damit drohten, die Jünglinge auf so lange nicht mehr in das Aargauer Gymnasium zu schicken, als Rochholz noch an der Anstalt tätig sei.<sup>145</sup> Schließlich sei an den Schluß von Rochholz' Lehrtätigkeit, die eine so ausgedehnte und wirkungsvolle war, und deren Wichtigkeit weit über die Schulkreise heraus das ganze aargauische Volk traf, das Urteil eines seiner Schüler wiedergeben, welches dieser in seinen „Erinnerungen an die aargauische Kantonschule“ niedergelegt hat:<sup>146</sup> „Last not least“, erhalte noch Professor Rochholz seine Gedenk- und Ehrentafel. Für die Art und Gefühle seiner Zöglinge spricht die Tatsache, daß er von allen Lehrern des Gymnasiums auf den zweifelhaften Vorzug eines Übernamens verzichten mußte. Auch daß die derbe Art seines Auftretens, als die Füchse, da kein Menenius Agrippa zu ihnen kam, Zuflucht zu ihm genommen hatten, keinen unliebsamen Einfluß auf das gegenseitige Verhältnis ausübte, war ein gutes Zeichen für dessen Grundlagen. Als Lehrer wußte er selbst für die wenigen anziehenden Disziplinen, in welchen er Unterricht erteilte, das Interesse zu wecken und huldigte außerdem humanen Rücksichten was die Hausaufgaben anging. Wo aber sein Lieblings-thema, der deutsche Aufsatz in Frage kam, da stellte der als Schriftsteller und Forscher berühmte Germanist schon höhere Ansprüche an Wollen und Können. — Keiner der engbrüstigen Dogmatiker, die überall Verkennen ihres Wertes und ihrer Absicht schnüffeln und bei jedem Flohbiß aus dem Häuslein kommen, war Rochholz seiner eigenen Sache eben sicher und setzte dasselbe, ob mit Recht oder Unrecht, auch bei andern voraus. Doch übte der brave Mann auch hier billige Einsicht und ließ menschliches Wohlwollen walten, hatte Geduld und statt aufbrausendem Tadel zog er es vor, den Schwächeren freundliche Auskunft und Nachhilfe angedeihen zu lassen.“

Kurz möchten wir noch eine Abhandlung erwähnen, welche die Stellung von Rochholz zur Schule, resp. zu einer schweizerischen Hochschule zeigt. Dies geschah in der Schrift „Gründung einer eidgenössischen Hochschule“<sup>147</sup>, welche im Jahre 1862 anonym erschien. Die Idee

<sup>145</sup> Ke. Ke. S. 371. <sup>146</sup> Erinnerungen an die aarg. Kantonschule. Von einem seit bald fünfzig Jahren im fernen Ausland lebenden alten Kantonschüler. S. 26/27.

<sup>147</sup> Gründung einer eidgenössischen Hochschule. Leipzig, Weber 1862.

einer schweizerischen Universität ist durchaus nichts neues. Wir haben ja gezeigt, wie insbesondere Stapfer (s. S. 10) diesen Gedanken hegte und alle Kraft einsetzte, damit er sich verwirkliche. Es sollte Rochholz ebenso wenig gelingen wie Stapfer. Rochholz geht vom Zentralisations-system des neuen Bundes von 1848 aus: „Kaum ist der Bund, dieser gesunde Sohn, geboren, so will sich dem jugendkräftigen Sohn auch eine gesunde Schwester ins Leben nachdrängen, die Bundeshochschule.“<sup>148</sup> Er befürwortet die Vereinigung des Polytechnikums und der Universität in Zürich zu einer Lehranstalt, da die neue Zeit mit aller Kraft nach der Aufhebung jener Scheidewand zwischen klassischer und technischer Bildung strebe. Auch sei die Brücke, die zur Verbindung der polytechnischen und Universitätsstudien führe, bereits gefunden, indem das Polytechnikum mit einer sechsten Fachabteilung, der historisch-ästhetischen Sektion, errichtet worden sei, die sich dadurch als ungenügend erweise, daß sie planmäßig keine philosophische Sektion sein solle. Was aber dieser unphilosophischen Sektion des Polytechnikums mangle, besitze an dortiger Universität die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion, welche im Personal und in den Lehrobjekten somit wirklich mit einer sechsten polytechnischen Sektion identisch sei. Er schließt seinen Gedankenbau mit den Worten: „Wenn hier (in Zürich) der deutsche Gelehrte, aber ebenso der französische und italienische Meister des Fachs, jeder in seiner Sprache Vorträge hält für seine hieher kommenden Sprachgenossen deutscher oder romanischer Art, dann wird sich zu den drei Sprachen wohl einmal der dreifache Genius dieser drei Kulturvölker gesellen, die Universität selbst wird nicht mehr nach Fakultäten, sie wird, wie einst in früherer Zeit, wieder nach Nationen sich überzählen.“<sup>149</sup>

Mit Emil Welti, Augustin Keller und Pfarrer Schröter zusammen hatte Rochholz bereits im Jahre 1859 den Historischen Verein des Kantons Aargau gegründet. Bis 1871, gemeinsam mit Pfarrer Schröter, übernahm er von da an bis 1887 allein die Redaktion der Vereinschrift „Argovia.“ Es war der tätigste Mitarbeiter derselben. Seine Beiträge sind ausschließlich rechts-, kultur- und sprachgeschichtlicher Art.

Im Jahre 1867 erschien wiederum ein Meisterwerk aus der Feder von Rochholz: „Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heid-

<sup>148</sup> Gründung einer eidgenössischen Hochschule. Leipzig, Weber 1862. Seite 5.

<sup>149</sup> Seite 31.

nischen Vorzeit.“<sup>150</sup> Der erste Band behandelt den „deutschen Unsterblichkeitsglauben“, der zweite das „altdeutsche Bürgerleben.“ Rochholz umschreibt selbst klar seine sich gestellte Aufgabe: „In den nachfolgenden zwei Bänden wird Glaube und Brauch des deutschen Volkes im Spiegel seiner heidnischen Vorzeit angeschaut und nach den zwei Hauptfragen zerlegt: Auf welchen Wegen ist der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht der Geister gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmählich emporgerückt? Diese Doppelfrage wird hier in einzelnen für sich bestehenden, obwohl gegenseitig verwandten Vorträgen verhandelt, und diese schöpfen ihre Beweismittel und Tatsachen teils aus unseren Geschichts-, Rechts- und Sprachaltertümern, teils ebenso aus der fortdauernden Tradition und Sitte eines Volkes.“<sup>151</sup> Wertvoll ist die Arbeit wiederum durch eine Anzahl vom Verfasser zuerst gefundener Schriftstücke, Sagen und Gebräuche. Im ersten Kapitel des ersten Bandes untersucht er mythologisch Gold, Milch und Blut, kommt dann zum Mythos vom Körperschatten und Schattengeist, führt eine ganze Anzahl oberdeutscher Leichenbräuche an, gibt eine Reihe von volkstümlichen Redensarten für's Sterben, wie „in die Holzbirnen gehen“, „den Löffel aufstecken, fallen, lassen“, „der Tod hat ihn am Bendel“ u. s. w. Dann werden diejenigen Tiere, die Todesboten sind, bekannt gegeben. Ein besonderes Kapitel behandelt ausführlich den „Knochenkultus“ und als letzter Abschnitt figuriert das „Allerseelenbrod“, ein Beitrag zur Geschichte des Grabkultus.“ Der zweite, dem „altdeutschen Bürgerleben“ gewidmete Band gibt zunächst Geschichte und Bedeutung der Wochentage, erklärt die Einrichtungen des alemannischen Hauses, untersucht genau die deutschen Leibfarben: rot und blau, und was damit zusammenhängt. Eine besondere Betrachtung widmet der Verfasser den „deutschen Frauen vor dem Feinde“, womit er vor allem zeigen will, wieso die heidnische Frau schon in heidnischen Zeiten hochgeschätzt und geehrt war. Wir lernen das Germanenweib als Walküre, Gefolgsgeist, Feldpriesterin und Schildjungfrau und im Mittelalter als fahrende Frauen kennen. Der Verfasser zeigt, worauf das Frauenrecht des öffentlichen Vortrittes zurückzuführen sei und gibt aus diesem Grunde eine Übersicht der „Züge des Frauenmutes aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte

<sup>150</sup> Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin, Dümmler, 2 Bde. 1867. <sup>151</sup> Vorwort.



von 1298—1799“, wobei die Beispiele durchwegs dem Gebiete der heutigen Schweiz entnommen sind. — Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben, nennt Rochholz seine Abhandlung über „die drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige.“<sup>152</sup> In den heimatlichen Tälern der Altmühl und des Mains begegnete der Verfasser dem Kultus der heiligen Walburgis und Gertrud und im schweizerischen Aaretal demjenigen der heiligen Verena. Und er kam dabei auf den Schluß: „daß in den bestimmt abgegrenzten Landschaftsmarken, innerhalb deren der Kult jeder dieser drei Heiligen, seit ältester Zeit bis auf die Gegenwart herrschend geblieben ist, diese Drei hier nicht etwa die Patrone oder Lieblingsheiligen des Bistums, sondern die Schutzheiligen ihres politischen Gaues in einer Periode gewesen waren, als dessen Grenzen noch keineswegs mit denen des Kirchensprengels zusammenfielen.“<sup>153</sup> Damit führt die Gauheilige in rückschreitender Metamorphose auf die Gaugöttin. Verena, die uns als aargauische Schutzheilige am meisten interessieren mag, war also gleichfalls eine solche Gaugöttin, wurde dann im besonderen Müllerpatronin, dann überhaupt die Beschützerin der Fruchtbarkeit, zu welcher alle diejenigen manchmal von weither pilgerten, die von ihr Kinderseggen erbeten wollten. Eine besondere Rolle spielte sie auch als Geburtshelferin. Es würde zu weit führen, noch genau zu zeigen, wie sie schließlich in der Sage zur Frau Venus verwandelt wurde.

Die Jahre 1867—1870 brachte Rochholz bei seinem Freunde, dem Buchdrucker Schüler in Biel, zu, in dessen Geschäft er tätig war. Hier erschien auch sein Volkskalender „Klopfan“,<sup>154</sup> der eine Reihe kleinere Erzählungen enthält. Klopfan erlebte indes nur drei Jahrgänge, da er den populären Ton nicht zu treffen wußte. —

Rein historische Arbeiten sind „die Schweizerlegende von Bruder Klaus von der Flüe“, nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen,<sup>155</sup> nebst „Dokumente aus Bruder Klausens politischer Wirksamkeit“,<sup>156</sup> und „Tell und Gessler in Sage und

<sup>152</sup> E. L. R. Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena u. Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. Leipzig, Fleischer 1870. <sup>153</sup> S. IV.

<sup>154</sup> „Klopfan.“ Gemeinnütziger Schweizerkalender. 1869/71 mit Holzschnitten. Biel, Ernst Schüler. <sup>155</sup> Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von der Flüe nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen. Aarau 1873. <sup>156</sup> Dokumente aus Bruder Klausens politischer Wirksamkeit. Aarau 1875.

Geschichte“<sup>157</sup> nebst „die Aargauer Geßler in Urfunden von 1250 bis 1513.“<sup>158</sup> Das Buch über Bruder Klaus erfuhr begreiflicherweise vielfach Widerspruch, da dasselbe die kritische Auflösung des historischen Kerns des schweizerischen Nationalheiligen bezweckt. Während aber Durrer die Abhandlung zu einem gemeinen „Pamphlet“ stempelt und Rochholz bewußte Fälschungen vorwirft,<sup>159</sup> faßt Ed. Herzog in seinem Buche über „Bruder Klaus“<sup>160</sup> sein Urteil doch bedeutend milder zusammen: „Der Verfasser beeinträchtigt den Wert seiner mühevollen Arbeit mit der hämischen Kritik, die nur Uberglauben und Eigennutz, Eist und Betrug sieht, wo von sehr edlen Beweggründen oder doch von allgemein herrschenden Vorstellungen, über die sich der Eremit unmöglich erheben konnte, zu reden gewesen wäre. Gleichwohl möchte ich Durrers Urteil über das „Pamphlet“ nicht unterschreiben. Unrichtigkeiten, spöttische Bemerkungen und Äußerungen unbegründeten Argwohns läßt sich Rochholz in beträchtlicher Zahl zu Schulden kommen, daß er aber auch vor bewußten Fälschungen nicht zurückschrecke, halte ich für einen nicht gerechtfertigten Vorwurf. Seine Zitate sind gewöhnlich ganz genau.“ — In vier hintereinander folgenden Auflagen erschienen 1876–1884 „Die deutschen Volks- und Heldenbücher, neu erzählt“,<sup>161</sup> ein Werk, das heute sehr selten geworden, jedenfalls auf keiner schweizerischen Bibliothek zu erhalten ist. An den letzten Auflagen waren Frau und Tochter und eine ehemalige Schülerin Mitarbeiterinnen. — Das letzte gedruckte wissenschaftliche Werk von Rochholz waren die „Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit“ von 1348–1350,<sup>162</sup> welche er zum erstenmal nach einer gleichzeitigen Bernerhandschrift herausgab und übersetzte. — Auf Grundlage einer seit 1860 begonnenen Sammlung von Material, hatte es Rochholz übernommen, ein Flurnamenbuch des Kantons Aargau zu erstellen. Ein Augenleiden hinderte ihn an der Ausführung seines Planes. Das letzte handschriftliche Werk, das Rochholz hinterließ, war: „Das ober-

<sup>157</sup> Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. Heilbronn, Henninger 1877. <sup>158</sup> Die Aargauer Geßler in Urfunden von 1250–1513. Heilbronn, Henninger 1877. <sup>159</sup> N. Z. 1917, No. 474. Dr. Robert Durrer, Bruder Klaus. <sup>160</sup> Ed. Herzog, Bruder Klaus. Studien seiner religiösen und kirchlichen Haltung. Bern, Wyß 1917. <sup>161</sup> Deutsche Volks- und Heldenbücher, neu erzählt, mit 29 Holzschnitten und 6 Farbdruckbildern nach Originalzeichnungen von Karl Offtinger. Leipzig, Löwe 1876. <sup>162</sup> Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit von 1348–1350. Zum ersten mal herausgegeben nach der gleichzeitigen Berner-Handschrift. Original, Übersetzung und Quellennachweis. Aarau, Sauerländer 1887.

deutsche Gebäudsbrot“, das auf drei Bände berechnet war und welches den Nachweis leisten sollte, wie die heutigen Brotformen und die mit der Zubereitung verbundenen Gebräuche auf Bilder, Brauch und Glauben der heidnischen Vorzeit zurückzuführen seien. — Ein hinterlassenes Werk die „Jahresringe“ sollte auf die eigene stufenweise Entwicklung des Verfassers hinweisen.<sup>163</sup>

Rochholz, der sich nie ins Schweizerbürgerrecht hat aufnehmen lassen, hat bis zu seinem Ende deutsch gefühlt; besonders hing er an seinem bayerischen Vaterlande. Dieser Empfindung verleiht er in seiner 1889 erschienenen Gedichtsammlung: „Reichstreu=Denkfrei“<sup>164</sup> Ausdruck.

In einem „Prolog“ gibt der Dichter zunächst Nachricht von seinem eigenen Leben:

In diesen Weltenbegebenheiten,  
Bei dieser Waffenübermacht  
Noch einmal Dichtungen zu verbreiten  
Ein Liederbuch das zürnt und lacht?! —

O haltet's nicht für bloß erdosen,  
Nicht für Poeteneitelkeit!  
Hier schließt ein Mann, wie er begonnen,  
Im folgenswersten Ernst der Zeit.

Er kam in jenem Jahr zum Lichte,  
Als forschisch war der deutsche Stil  
Und vor dem welschen Standgerichte  
Der Mann Andreas Hofer fiel;  
Er sah, ein Zeuge jener herben,  
Erbarmungslosen Schicksalswelt  
Den eigenen Vater elend sterben  
Im russischen Soldatenzelt.

Da starrte von Kosakenspeeren  
Die Wand des Hauses Tag für Tag,  
Bis auch das Mutterherz den schweren  
Bekümmernissen mit erlag.  
Und schließlich, als man sie begraben,  
Gab noch der Staat den Mitleidsrest

<sup>163</sup> J. Hunziker. S. 37. <sup>164</sup> Reichstreu-Denkfrei. Gedichte zum Schutz und Trutz aus der Schweiz. Leipzig. 1889.

Hinzu und warf den Waisenknaben  
In ein obskures Pfaffenest.

Dem Geisterzwang der finstern Kutten,  
Entwuchs der Jugendliche schnell,  
In seinem Kreise hieß er Hutten  
Und beim Magister der Rebell.  
Doch als die Lebensfragen kamen,  
Was nun aus ihm zu machen sei,  
Da stand bereits sein kleiner Namen  
Im schwarzen Buch der Polizei.

Wie aber die das Recht verletzte  
Mit Henkerslust ist allbekannt —  
Und so entrann der Müdgehetzte  
Dem Bluthund heil ins Alpenland,  
Und hat mit bitterm Heimwehschmerzen,  
Weit bitterer noch, als man vermeint,  
Den Freunden- und Geschwisterkreisen  
Aus fernen Bergen nachgeweint.

Als dann das Volk sich selbst bewehrte,  
Als Generalpardon erscholl,  
Und der Verstoßene wiederkehrte,  
So maß man ihn mißtrauensvoll,  
Als möchte seines Hemds ein Faden,  
Nicht mehr loyal gesponnen sein,  
Als leuchte das „von Gottes Gnaden“  
Dem alten Flüchtling schwerlich ein.

Die Staatsphilister sind begraben,  
Geeinigt ist das deutsche Reich,  
Die kühnsten Jünglingswünsche haben  
Dem Greise sich erfüllt zugleich.  
Nun schreitet er nach Freud' und Leiden,  
Des Vaterlands Trophäen zu,  
Legt dieses Stammbuch tief bescheiden  
Ans Fußgestell — und geht zur Ruh!

Besonderer Beachtung verdienen die Gedichte: „Der politische Kannegießer“ (S. 24) „Die heutigen Reisläufer“ (S. 29), ein Spottlied



auf die Schweizergardisten am Vatikan; ferner das „Hildebrandslied“ (S. 125), aus dem Althochdeutschen stabreimend übersetzt; „Partei“ (S. 136), wo er sich gegen die Neutralität ausspricht, indem er ausruft: „Nur der Teufel ist neutral.“ Weil auf persönliches Erlebnis zurückgehend, möchten wir noch sein Schlußlied hier wiedergeben:

„Die drei Frankendichter.“ (S. 138)

Wer bei Kollwenzel mit dem Jean Paul gegessen,  
Mit Rückert auf den Rathsberg war geraten,  
Und schlittschuhlaufend mit dem Grafen Platen  
Den spiegelblanken Ammersee durchmessen;

Wer diese Männer dann verkannt, vergessen,  
Ja selbst verhöhnt gesehn für ihre Taten,  
Und das Geschmeiß gedungener Literaten  
Mit obenan auf Leipz'ger Büchermessen;

Wer sah, wie drauf an diese Weltverflacher  
Und Kopfabstecher auch nun kam die Reihe,  
Und sie zum Henker schob samt ihrem Schacher;  
Indes das ehr'ne Standbild jener Dreie,  
Nun Franken schmückt — elender Ränkemacher,  
Was kümmert den dein kritisches Geschreie!

Eine in den 80er Jahren an Rochholz ergangene Berufung an die Direktion des germanischen Museums in Nürnberg, lehnte dieser aus Altersgründen ab. Andere Ehrungen wurden ihm zuteil. Er war Mitglied des Gelehrtenausschusses am germanischen Museum in Nürnberg und der deutschen Sprachgesellschaft in Berlin. 1884 wurde er von der Universität Bern für seine literarischen Verdienste mit dem Doktordiplom beehrt. Von der Schillerstiftung erhielt er eine jährliche Pension. —

Wenn auch Rochholz bis in die letzten Tage eine riesige Willenskraft besaß, so erlahmten dafür die Sinne seines Augenlichtes und seines Gehörs. Aber noch in seinem zweitletzten Lebensjahre veröffentlichte er im „Bund“ seine Novelle: „Der Ring von Hallwyl“, und war auch einer der markigsten Mitarbeiter des „Nebelspaltes.“ —

Ohne vorherige Krankheit erlitt Rochholz im November 1891 eine Lähmung und wurde ins Krankenhaus gebracht, wo er in der Nacht vom 28./29. starb. — Rochholz war 82 Jahre alt geworden. Mehr

als ein halbes Jahrhundert hat er im Aargau zugebracht und dort sein reichstes Arbeitsfeld gehabt. Um sich von der gewaltigen Arbeit, die dieser in mancher Hinsicht geradezu geniale Mann vollbracht hat, eine Vorstellung zu machen, seien zur Veranschaulichung einige Zahlen nach dem Verzeichnis in der Biographie von Hunziker gegeben:<sup>165</sup> 156 Nummern enthalten Bücher und Beiträge in Zeitschriften, dazu kommt eine ungezählte Anzahl von Beiträgen in 17 verschiedenen Zeitungen. Der handschriftliche Nachlaß umfaßt über 60 Nummern. Dabei ist zu bemerken, daß diese Schriftenaufzählung eine unvollständige ist.

Die beiden Haupttrabanten um den leuchtenden Firster Rochholz sind sein Kollege Heinrich Kurz und sein Schüler und Biograph Jakob Hunziker.

Heinrich Kurz 288<sup>166</sup> ist der Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter. 1805 in Paris geboren, verliert er mit 10 Jahren den Vater, besucht in Hof das Gymnasium und studiert in Leipzig Theologie. In burschenschaftliche Angelegenheiten verwickelt, wird er relegiert und geht nach München, wo er das Studium der morgenländischen Sprachen betreibt und den Doktorhut erwirbt. In Paris studiert er speziell Chinesisch und wird durch seine ausgezeichneten sinologischen Kenntnisse ans „Journal Asiatique“ berufen. 1830 kehrt er nach München zurück und hält Vorlesungen über die chinesische Sprache. Zwei Jahre später übernimmt er die Redaktion der freisinnigen Zeitung „Die Zeit.“<sup>167</sup> Wegen eines Artikels aus einer Schrift von Savoyé wird er verhaftet und zwei Jahre lang in Würzburg gefangen gehalten. Hier übersetzt er zum Teil die epische Dichtung der Chinesen „Das Blumenblatt.“<sup>168</sup> Nach seiner Entlassung aus der Haft bekommt er die Stelle für deutsche Sprache an der St. Gallischen Kantonschule, wird aber nach dem Siege der konservativen Partei im Jahre 1839 aus der Schule entfernt. Er erhält nun eine Berufung an die Aargauische Kantonschule, wo er an der Gewerbeschule dreißig Jahre lang die gleichen Fächer erteilt wie Rochholz. 1845 trat er dem alternden Kantonsbibliothekar Bronner an die Seite, um im folgenden Jahre dieses Amt selbständig zu übernehmen. Einen Namen hat sich Kurz

<sup>165</sup> J. Hunziker. S. 40/54. <sup>166</sup> A. Schumann, Aarg. Schriftsteller. A. D. B. Bd. 17. S. 421. <sup>167</sup> Die Zeit. Ein konstitutionelles Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland. Verlag Volkart'sche Buchhandlung Augsburg. <sup>168</sup> Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt von Dr. H. Kurz. St. Gallen, Wartmann-Scheitlin. 1836.

in der Literaturgeschichte namentlich erworben durch sein „Handbuch der poetischen Nationalliteratur von Haller bis auf die neueste Zeit“<sup>169</sup>, durch sein „Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit“<sup>170</sup> und durch seine „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken der vorzüglichsten Schriftsteller.“<sup>171</sup> Einen überaus glücklichen Wurf tat Kurz mit seinem Werk: „Die Schweiz, Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen.“<sup>172</sup> Ein ansehnliches Stück schweizerischen Schrifttums vermittelte er durch seine „Blumenlese aus den neueren schweizerischen Dichtern“<sup>173</sup> und durch seine Herausgabe „Schweizerische Erzählungen“,<sup>174</sup> in denen er fast lauter lebende Dichter zu Worte kommen läßt. Rein wissenschaftlicher Natur sind die beiden Abhandlungen „Niclasens von Wyle zehnte Translation“<sup>175</sup> und „Walters von der Vogelweide Herkunft und Heimat.“<sup>176</sup> Eine Stammes- und Landschaftsliteraturgeschichte ist seine Arbeit „Die deutsche Literatur im Elsaß.“<sup>177</sup>

Einer der bedeutendsten Schüler von Rochholz ist der am 27. September 1827 zu Kirchleerau im Aargau geborene

Jakob Hunziker.<sup>178</sup> 1840—1848 besuchte er das aargauische Gymnasium. In München studierte er klassische Philologie, Germanistik und Geschichte. 1852—55 wirkte er am Institut Heller in Paris als Lehrer des Lateinischen, Griechischen und Deutschen. Nach 1855 war er Mitarbeiter der „Bibliotheca Graeca“ und des „Dictionaire

<sup>169</sup> Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe den früheren Lesungsarten, biographischen Notizen und literarhistorischem Kommentar. Zürich, Meyer & Zeller 1840—1842. <sup>170</sup> Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaiskern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarhistorischen-ästhetischen Kommentar. Zürich, Meyer & Zeller 1845—1853. <sup>171</sup> Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Leipzig, Teubner, 1853—1859. <sup>172</sup> Die Schweiz. Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen. Bern, Dalph'sche Buchhdlg. 1852. <sup>173</sup> Blumenlese aus den neueren schweiz. Dichtern. 2 Bde. Zürich, Schulthess 1860. <sup>174</sup> Schweizerische Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von H. Kurz. Zürich, Schulthess. 1860. <sup>175</sup> Kurz Heinrich, Niclasens Wyle zehnte Translation, mit einleitenden Bemerkungen über dessen Leben und Schriften. Sauerländer. 1853. <sup>176</sup> Kurz Heinrich, Über Walters von der Vogelweide Herkunft und Heimat. Sauerländer. 1863. <sup>177</sup> H. Kurz, Die deutsche Literatur im Elsaß. Berlin, Heimersdorff. 1874. <sup>178</sup> a) Jub. Pr. K. 1901/02 Dr. E. Winteler, Prof. Dr. J. Hunziker. b) Aargauisches Schulblatt, Jahrgang 1901, No. 13.

archéologique.“ 1859 erhielt er die französischprofessur an der Aargauischen Kantonschule. Er war ein hervorragender Lehrer, der mit seinen Schülern vor allem Etymologie betrieb. 1877 erschien denn auch seine wichtigste, auf langjähriger Forschung beruhende linguistische Arbeit das „Aargauische Wörterbuch in der Lautform der Seerauer Mundart“,<sup>179</sup> ein Beitrag zum allgemeinen deutschschweizerischen Idiotikon. Besondere Beachtung verdient auch seine Schrift über den „Kampf um das Deutschtum in der Schweiz“,<sup>180</sup> in der er namentlich einen intensiven Unterricht in der Muttersprache fordert, damit „das deutsche Sprachgefühl zu neuem Leben erwache.“ Neben seiner Lehrtätigkeit war er auch eifriger und gerngesehener Korrespondent des „Bund“, der „Neuen Zürcher Zeitung“, der „Aargauer Nachrichten“ und des „Aargauer Tagblattes.“ Vom Bundesrat wurde er als Mitglied der Jury für das Schulwesen an die Weltausstellung nach Paris gesandt. Die Universität Zürich ernannte ihn zum Ehrendoktor.

Vier Jahre lang, von 1820 – 1824 hat in Aarau gelebt und gewirkt der Schlesier

Wolfgang Menzel.<sup>181</sup> Seine Persönlichkeit hat einen bleibenden Eindruck auf das geistige Leben in Aarau hinterlassen, umsomehr, als er auch später mit vielen Aarauern und in Aarau lebenden Deutschen im brieflichen Verkehr stand. Denn als er in der Literaturwelt durch sein „Literaturblatt“ für eine Zeitlang das entscheidende Wort sprach, spannen sich gerade von Aarau aus mannigfache Fäden nach Stuttgart hinüber. — Am 21. Juni 1798 wurde er im schlesischen Waldenburg geboren und bezog 1818 die Universität Jena, wo er Geschichte und Philosophie studierte. Er war Gründer und Teilnehmer an der dortigen Burschenschaft. Nach Aufhebung derselben war er als preussischer Staatsangehöriger gezwungen, sich an einer preussischen Universität niederzulassen und wählte Bonn. Dort ist er wieder Vorsteher der Burschenschaft, gerät deshalb mit den Behörden in Konflikt und wendet sich, um Verfolgungen zu entgehen, in die Schweiz. Über seine Eindrücke im Aargau und in der Schweiz spricht er sich in sehr anregender, wenn auch einseitiger Weise in seinen „Denkwürdigkeiten“ aus: „Aarau war damals schon eine der vorgerücktesten Städte in der Schweiz, im

<sup>179</sup> Aargauer Wörterbuch, in der Lautform der Seerauer Mundart von J. Hunziker. Aarau, Sauerländer 1877. <sup>180</sup> Der Kampf um's Deutschtum. 10. Heft: Die Schweiz, von Dr. J. Hunziker in Aarau. München, Lehmann 1898. <sup>181</sup> Me. De. herausgegeben von dem Sohne Konrad Menzel, Bielefeld und Leipzig, 1877.



Gegensatz zu Zürich und Bern, den alten Bollwerken der Aristokratie, ein Zufluchtsort und Hauptherd alter und neuer Demokratie. Man sah hier noch alte Größen der Helvetik, wie Zschokke, Kengger und andere und auch schon die eben aufwachsenden Größen des späteren Radikalismus, z. B. den nachherigen Seminardirektor Augustin Keller, den ich unter meinen Schülern zählte. Genug, Aarau war eine ganz moderne Stadt. Man sah dort nur noch wenige Zöpfe, es gab nur einen Regierungsrat nach der alten Mode, welcher stark gepudert, auch von allen, die seine Gunst nachsuchten, gepudertes Haar verlangte, indem er zu sagen pflegte: „I luege numen, ob a Ma puderet ischt.“<sup>182</sup> Am 3. Mai 1820 wurde Menzel vom Gemeinderat Aarau an die erledigte Stelle eines Lehrers für Latein, Griechisch und Turnen an die Sekundarschule in Aarau gewählt, wo er bis im Juli 1822 wirkte. Hier in Aarau machte er die Bekanntschaft von Münch, Tanner, Eist, Bronner, Görres und Follen. Münch gibt uns in seinen „Erinnerungen“ eine farbenreiche und gelungene Schilderung von Menzels Auftreten und Wirken in Aarau: „Wolfgang Menzel war ein kräftiger, junger Mann, von schlanker Gestalt und braun-gelbem Angesicht, mit ein paar lebhaft durchdringenden Augen, die straffen, schwarzen Haare nach unten, wie bei den Schwarzwäldern, nach den Backen abgeschnitten und zurückgeschiebt, das Barthaar nach Turnerart lang gewachsen, den altdeutschen schwarzen Rock, so kurz, wie ich ihn noch nie gesehen. Bald erlebte man das interessante Schauspiel, den stolzen, sauer und finster einherblickenden Turnerprovisor mit den Schulschlüsseln in der Hand die ihm anvertraute Herde jeden Sonn- und Feiertag in die Kirche geleiten und andächtig mit ihnen die langen, salbungsvollen Reden des Herrn Dekan Hunziker, sowie die feingelehrten und verzwickten des Herrn Pflegers anhören zu sehen. . . Der alte Turner fügte sich auch vollkommen in die neue Ordnung der Dinge und ward, nachdem er ein paar Wochen Trauer um den abgelegten Kultus des ehrwürdigen Großmeisters Jahn getragen, ein vollkommener Professor, wie wir, welche Kräuter und Wasser, Schwarzbrot und wilde Freiheit mit dem guten Braten des Freundes Andreas Hartmann „Zum goldenen Ochsen“ und dem lieblichen Kasteler und Schinznacher vertauschten.“<sup>183</sup> In Zofingen lernte er Jeremias Gotthelf kennen und die beiden turnten wacker zusammen. In Sauterbrunnen traf er Ludwig Uhland. Auf

<sup>182</sup> Me. De. S. 250/251. <sup>183</sup> Mii. Er. I. S. 452.

einer Fußwanderung mit Oeler aus Frankfurt, Lehrer der klassischen Sprachen an der Kantonschule, nach Genf, besuchte er in Bern den Idyllendichter Wyß, in Noverdon Heinrich Pestalozzi. — Einem Ruf nach Luzern folgend, um dort einen Turnplatz anzulegen, machte er dabei die Bekanntschaft des Philosophen Troxler und des Malers Martin Disteli, der von ihm ein Selbstbild herstellte. Aus Luzern zurückgekehrt (1822) gab er, wie bereits erwähnt, seine Lehrstelle auf und behielt nur das Turnen bei. Im Lehrverein dozierte er Weltgeschichte und wurde dabei zu seiner „Geschichte der Deutschen“ angeregt, durch welche er ein Vorläufer Treitschkes wurde. 1823 gab er seine „Streckverse“<sup>184</sup> heraus, 2000 Gedankenspäne in ungebundener Rede. Dieselben hatten in Deutschland einen ziemlichen Erfolg, trotzdem sie von Jean Paul und Ludwig Tieck stark kritisiert wurden. Er war auch neben Follen und dem Sozialökonom Friedrich List der Mitherausgeber der „Europäischen Blätter“ (1824). In diesem Jahre aber verläßt Menzel den Aargau und begibt sich nach Heidelberg, weil ihm die literarischen Hilfsmittel für seine Geschichte der Deutschen fehlen. 1825 wurde er Redaktor des „Cotta'schen Literaturblattes“ in Stuttgart und damit eine der maßgebendsten Persönlichkeiten im literarischen Leben der nächsten Jahrzehnte. Mit Follen und Fröhlich stand er noch lange im brieflichen Verkehr, mit ersterem bis 1851, mit letzterem bis zu dessen Tode im Jahre 1855.

Durch seine Anerkennung vonseiten Goethes ist bekannt

Karl Ruckstuhl.<sup>185</sup> Trotzdem dieser nur zwei Monate an der Aargauischen Kantonschule gewirkt hat, war die kurze Zeit dennoch eine entscheidende. Am 12. Dezember 1788 zu St. Urban im Kanton Luzern geboren, war er der Sohn des dortigen Klosterarztes. Mit neunzehn Jahren tritt er als Gehilfe von Pestalozzi in dessen Anstalt in Nfferten ein. Dasselbst macht er die Bekanntschaft von J. Kortüm, den er später dann auch nach Aarau zog. 1812 begibt er sich nach Heidelberg, wo er sich namentlich unter Kreuzer dem Studium der klassischen Philologie widmet. 1813 treffen wir ihn in Paris, 1814 in Tübingen. 1815 ist er für 2 Monate Lehrer an der Aargauischen Kantonschule. In der historischen Klasse<sup>186</sup> der „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ wurde Ruckstuhl am 21. Januar 1815 zum Sekretär ernannt; in der

<sup>184</sup> Streckverse von Wolfgang Menzel. Heidelberg, Winteler, 1823. <sup>185</sup> L. Hirzel, Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goetheliteratur. Straßburg, 1876. <sup>186</sup> Grundlage der heutigen Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.

gleichen Sitzung war auch Schmeller anwesend. Auch Eutyck Kopp, damals Privatlehrer in Aarau, war Mitglied der Gesellschaft. In einem Briefe Ruckstuhls an Kortüm vom 14. Februar 1815 aus Aarau<sup>187</sup> findet sich folgender interessante Passus: „Was in der Schweiz gesprochen und gedacht wird, ist von Deutschen und Schweizern zusammen erzeugtes Gemeingut. Besonders kommen Unterricht und Bücher den Schweizern über den Rhein her: somit ist das was ihre Jugend erzieht und stärkt deutsch. — Auch kann die einzelne Völkerabteilung (die Schweiz) nur dadurch geistig gefördert werden, daß sie sich an den organischen Körper des Größeren anschließt. In diesem Sinne hat die Kulturgesellschaft ihr Gutes.“ Im April 1815 eilt Ruckstuhl unter die deutsche Fahne und macht den Einzug in Paris mit. 1816 wird er Oberlehrer in Bonn. Sein Aufsatz: „Von der Ausbildung der teutschen Sprache, in Bezug auf neue, dafür angestellte Bemühungen“,<sup>188</sup> lenkt die Aufmerksamkeit Goethes auf ihn und durch dessen Vermittlung erscheint der Aufsatz in der „Nemesis.“ — Was nun die literarische Tätigkeit Ruckstuhls in der Schweiz und speziell im Aargau anbetrifft, so hat er sich darüber zweimal in den „Alpenrosen“ geäußert. Im Jahrgang 1821 derselben steht ein Aufsatz (Fremde und Heimat). Eingeraht durch die Anfangs- und Schlußstrophe des „Sennenliedes“ in Schillers Tell, stellt der Aufsatz die Abreise, die Ansiedelung im Ausland und die Heimkehr eines wandernden Schweizlers in phantastischer Weise dar. — Im Jahrgang 1825 der „Alpenrosen“ hat Ruckstuhl in dem Aufsatz „Die Staffelegg“ sich insbesondere seines Aufenthaltes in Aarau erinnert. — Ruckstuhl starb in Koblenz im Alter von erst 45 Jahren.

J. Fr. Chr. Kortüm, Fr. G. Gerlach, P. J. Kaiser, W. B. Mönnich. Es folgt nun die kurze Skizzierung einer Reihe von Männern, die eigentlich mehr indirekt zum literarischen Leben des Aargaus beigetragen haben, die aber, um ein richtiges Bild zu erhalten, nicht übergangen werden können.

Ein solcher ist der bekannte Historiker J. Fr. Kortüm.<sup>189</sup> Sein Geburtsort ist Eichhorst in Mecklenburg (1788). In Halle und Heidelberg studierte er Theologie, Philosophie und Geschichte. Voll Haß gegen Napoleon, im Begriff nach Spanien zu gehen, um dort in den Reihen der Aufständischen den gleichen Feind zu bekämpfen, wird er in Rostock

<sup>187</sup> L. Hirzel. S. 5. <sup>188</sup> Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte. 8. Bd. 3 Stück. S. 336—386. <sup>189</sup> A. D. B. 16. Bd. S. 770—773.

als Spion verhaftet, entgeht der Gefangenschaft mit knapper Not durch die Flucht in die Schweiz. 1812 ist er bei Fellenberg, 1813/1814 macht er die Feldzüge gegen Napoleon mit. 1817 wird er an die Aargauische Kantonschule berufen, wo er während eines Jahres Unterricht in Geschichte und alten Sprachen erteilt. 1820 wird er als Geschichtsprofessor nach Baden, 1828 nach Bern und 1830 nach Heidelberg berufen. — Bereits 1818 war bei Sauerländer sein erstes großes Geschichtswerk erschienen, das ihm einen wissenschaftlichen Namen verschaffen sollte: „Kaiser Friedrich mit seinen Freunden und Feinden.“ Seine außerhalb Aarau entstandenen Arbeiten gehören nicht in den Rahmen unserer Betrachtung.

Ebenfalls ein Historiker ist der Preuße W. B. Mönningh,<sup>190</sup> der Freund und Schwager von Wolfgang Menzel. 1799 in Berlin geboren, studierte er zunächst in Jena, mußte sich aber als preussischer Staatsangehöriger und Burschenschafter nach Bonn begeben. Auch er machte die napoleonischen Kriege als Freiwilliger mit. 1821 führte ihn sein Weg zu Fellenberg, 1822 war er für kurze Zeit Sekundarlehrer in Lenzburg. Mit Menzel, List, Trogler und Jollen beteiligte er sich an den „Europäischen Blättern“ und dozierte im Lehrverein griechische Geschichte. 1825 wurde er von Cotta nach Stuttgart berufen.

Ein Freund von Kortüm war der vorzügliche Altphilologe Fr. W. Gerlach,<sup>191</sup> als Herausgeber des Sallust bekannt. 1813 bis 1816 studierte er in Göttingen Theologie und klassische Philologie. 1817 begab er sich nach Aarau, wo er Latein- und Griechischlehrer war. Aber bereits 1819 wurde er als Professor der lateinischen Literatur und der alten Geschichte nach Basel berufen. — Zu dieser Gesellschaft gehört auch der im kleinen Fürstentum Liechtenstein geborene P. J. Kaiser,<sup>192</sup> der in Wien Philologie, Geschichte und Jus studierte, in Genf sodann an einer wissenschaftlichen Zeitschrift beschäftigt, drei Jahre in Hofwil Lehrer war und 1826 an der Aargauischen Kantonschule eine Lehrstelle für Geschichte, Geographie und Latein erhielt und zugleich im Lehrverein dozierte. 1833 wurde er durch einzelne Kollegen aus seiner Stellung verdrängt und im gleichen Jahre an die katholische Kantonschule in Disentis gewählt. Später war er an der Kantonschule in Chur. Eine Zeitlang amtierte er auch als Vertreter Liechtensteins im Frankfurter Parlament. Bekannt wurde er durch seine „Ge-

<sup>190</sup> A. D. B. <sup>191</sup> A. D. B. 9. Bd. S. 14/15. <sup>192</sup> A. D. B. 15. Bd. S. 9/10.



schichte des Fürstentums Liechtensteins, nebst Schilderungen aus Churrätien."

Hier müssen wir auch einen Mann erwähnen, dem Leute wie Münch, Follen, Gerlach, Kortüm und andere ihre Berufung nach Aarau zu verdanken hatten. Es war der katholische Pfarrer

Ulois Doef.<sup>193</sup> 1785 in Sarmenstorf (Aargau) geboren, zeigte er von Jugend auf großes Sprachtalent. In Solothurn und Konstanz widmete er sich dem Studium der Theologie und machte die Bekanntschaft von Wessenberg (die Wessenberg stammen ursprünglich aus dem Bezirke Brugg). In Landshtut hörte er den Theologen Sailer. Daneben studierte er lateinische und griechische Philologie, sowie Geschichte. 1808 wurde er als Pfarrer nach Bern berufen und hatte in seinen Predigten enormen Zulauf. In den Häusern der österreichischen und französischen Gesandten Schraut und Talleyrand war er ein gern gesehener Gast. Als Rektor ans Gymnasium nach St. Gallen berufen, erteilte er dort Unterricht in Latein und Griechisch und Philosophie. 1812 begab er sich wieder nach Bern als Erzieher der Kinder von Talleyrand. 1814 wurde er als katholischer Pfarrer nach Aarau berufen, erteilte an der Kantonschule den katholischen Religionsunterricht und lehrte 1817 auch alte Sprachen. Münch nennt ihn in seinen „Erinnerungen“ „denjenigen Mann, dessen Freundschaft die fruchtreichste und dessen Unnade die gefahrbringendste war. . . . Doef war ein Mann der Tat, überdenkend, rasch ausführend und voll feiner Berechnung. Sein feuriges Auge unter einem schwarzen, starkgelockten Haupthaar hervorblickend, versendete links und rechts forschende, durchdringende Blicke und studierte die Züge, die Empfindungen, die Gedanken der Unterredner, der Anwesenden, der Freunde, der Gegner. Neben ihm knurrte sein schwarzer Pudel, den manche abergläubische Leute mit jenem des Doktor Faust verglichen, Doef selbst aber für gescheiter als manchen Rats Herrn hielt." Als Mitglied des Kirchenrates war er ein gründlicher Kenner der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes, worin er schon in Konstanz am Ende seiner Studien zum Doktor ernannt worden war. So richtete er seine Aufmerksamkeit auf die richtige Bildung der Kleriker und auf die Erhaltung des wissenschaftlichen Geistes unter denselben. Er war es auch, der auf die Prüfung der Geistlichen durch eine kirchenrätliche Kommission und auf die Konkordatsprüfung drang, damit dem Kanton nicht unwissende Kleriker aufgeladen würden. Im Kantonschulrat hatte er wesentlich

<sup>193</sup> R. Rauchenstein. Zur Erinnerung an Herrn Domdekan Ulois Doef. Pr. K. 1858.

Einfluß auf die Gesetzgebung jener Periode, und besonders gute Dienste leistete er durch seine Sorgfalt bei Anstellung von Lehrern. 1831 wurde er zum Domdekan in Solothurn ernannt. Lange Jahre stand er mit Görres, den er während dessen Aufenthalt in Aarau kennen und schätzen gelernt hatte, in Briefverkehr. — Was nun Vocks literarische Tätigkeit anbetrifft, so lieferte er manche geschichtliche, insbesondere kirchenhistorische und kirchenrechtliche Beiträge. Seine umfassendste und hervorragendste Arbeit aber ist sein Buch über den „Bauernkrieg im Jahre 1653.“ Der Schule widmete er seine Schrift „über den Geist der Gymnasialbildung.“

#### 4. Das Aargauische Lehrerseminar.

Da das Aargauische Lehrerseminar bei weitem nicht die Bedeutung für das literarische Leben des Kantons Aargau gehabt hat, wie die Kantonschule und für unsere Zwecke nur wenige an ihm wirkende Männer in Betracht kommen, wollen wir dasselbe nur anschließend an die Betrachtung der Kantonschule behandeln.

Vor 1798 wurde im Aargau, wie in der übrigen Schweiz, für die Ausbildung der Volksschulen sehr wenig getan. Die Besoldung der Lehrer war schlecht, die Schullokalitäten noch schlechter und die Lehrer selbst wohl oft am schlechtesten. — In den Jahren 1804/05 wurden durch die Pfarrer Rahn und Frey Bildungskurse abgehalten, zwar nach Konfessionen getrennt. Solche Lehrerbildungskurse, die aber nur kurze Zeit dauerten, wurden an verschiedenen Orten des Kantons und von verschiedenen Schulmännern noch in den Jahren 1808, 1809, 1811 und 1820 abgehalten. 1817 wurde zwar ein Staatsgebäude für die Unterbringung des Seminars bestimmt, dasselbe aber erst 1822 in Aarau eröffnet. Pfarrer Nabholz, ein katholischer Geistlicher aus dem Großherzogtum Baden war sein erster Direktor. Sein Nachfolger im Jahre 1834 wurde ein Mann, der nicht nur in der Geschichte des Aargaus, sondern auch in derjenigen der Schweiz, ein wichtiges Wort sprechen sollte:

Augustin Keller.<sup>194</sup> Sarmensdorf ist sein Geburtsort, wo er am 10. November 1805 das Licht der Welt erblickte. Von 1820 bis 1826 war er Jögling an der Kantonschule, u. a. Schüler von

<sup>191</sup> a) Ke. Ke. Dr. A. Keller, Augustin Keller. Aarau, Sauerländer 1922. b) J. Hunziker. Augustin Keller, Ein Lebensbild. Aarau, Sauerländer 1883. c) Th. Fischer, Erinnerungen an das Seminar Wettingen und seinen ehemaligen Direktor Augustin Keller. d) J. Burkart, Augustin Keller in seinen Reden und Gleichnissen.

follen und Rauchenstein, welche besonderen Einfluß auf ihn ausübten. „In Rauchenstein, follen und Pfeiffer hatte ich das Glück, vortreffliche Lehrer zu finden. Der erste erzog mich antik, der zweite national, der dritte menschenfreundlich und gewährte dem begeisterten Jüngling hernach beim Abgehen zur Universität die Liebe seiner einzigen Tochter.“<sup>195</sup> Als er von Aarau schied, dichtete er ein Lied, seiner Braut Josephine Pfeiffer gewidmet, welches schon ein ausgesprochenes lyrisches Können und Sinn für Sprachrhythmik offenbart. Wir geben hier die erste Strophe wieder:

„Ich habe so lange,  
so viel und bange,  
im Geiste Dich gesucht.

Ich frug des Himmels Sterne  
ob nah oder ferne  
in welcher Erdenbucht  
in ihrem holden Mai  
mir eine Freundin sei.“

1826 bis 1830 hielt sich Keller in Breslau auf, wo er klassische Philologie, Pädagogik, Deutsch und Geschichte studierte. „Ich war, seit mich Zschokke eines Abends dem ehrwürdigen Greise Pestalozzi vorstellte, für die Pädagogik entschieden.“<sup>196</sup> In Breslau hörte er unter Passow und Schneider Vorlesungen über das klassische Altertum, unter Wachler Geschichte und Literatur, unter Steffens und Bronis Philosophie, bei Gaupp und Unterholzner einzelne Zweige der Jurisprudenz, bei Tölln Kirchengeschichte, bei David Schulz biblische Exegese. „Passow hat mich für die Herrlichkeit des klassischen Altertums, Wachler für die Freiheit und unveräußerlichen Rechte der Völker gegen Tyrannen und Pfaffen, Steffens für die göttlichen Geheimnisse der Natur und Religion im Menschen, und eine geheime Verbindung mit herrlichen Freunden für Ehre, Tugend und Nationalität begeistert. Zu alledem gab mir Wachler noch den Haß gegen den Jesuitismus in die Seele.“<sup>197</sup>

Im verhängnisvollen Jahre 1830 kehrte Keller in die Heimat zurück. Im folgenden Jahre wurde er als Lehrer der lateinischen und deutschen Sprache an das Luzerner Gymnasium gewählt und eröffnete dort als erster eine Reihe zahlreich besuchter Vorträge über Deutsch und Literaturgeschichte. 1834 wurde ihm die erledigte Direktions-

<sup>195</sup> Ke. Ke. S. 9. <sup>196</sup> Ke. Ke. S. 31. <sup>197</sup> Ke. Ke. S. 32.

stelle des Lehrerseminars in Aarau angeboten, die er im Herbst gleichen Jahres antrat. Der deutsche Unterricht war sein Lieblingsfach (daneben gab er Geschichte und Katechetik) und dabei benutzte er keine Lehrbücher, sondern verfolgte einen von ihm selbst entworfenen Lehrgang.

Im Jahre 1835 gründete Keller die pädagogische Zeitschrift „Allgemeine schweizerische Schulblätter.“ 1847 gab er eine Monatschrift heraus „Schweizerische Volksschule“ und in dieser erschien zuerst seine Lehre von der unterrichtlichen Behandlung der Bildersprache und Gleichnisse. Von seinen Schulreden sind die bekanntesten und bedeutendsten „Rede bei der feierlichen Eröffnung des Seminariums in Lenzburg 1836“<sup>198</sup> und „Abschiedsworte bei der Schlußprüfung des Kandidatenkurses am Aargauischen Lehrerseminar Lenzburg 1838.“<sup>199</sup>

Ende 1837 trat Keller in die Regierung ein, um aber im Mai 1838 die unterdessen nicht besetzte Direktion des Seminars wieder zu übernehmen, „da seine Liebe zum Regieren nicht so stark war, als seine Liebe zur Schule.“

Auf seine spätere politische Bedeutung können wir natürlich im Rahmen dieser Arbeit nicht eintreten. Daß sie eine hervorragende, zum Teil ausschlaggebende war, brauchen wir nicht erst zu betonen.

Nach der Aufhebung der Klöster im Aargau wurde im Jahre 1846 das Seminar in die Räume des ehemaligen Zisterzienserklosters Wettingen verlegt. Die wichtigste Veränderung am reorganisierten Lehrerseminar war dessen Verbindung mit der Landwirtschaft und das Conviktsystem. Diese seine Idee wurde allerdings stark bekämpft. Daß sie aber eine vorzügliche war, beweist die Tatsache, daß heute in der Schweiz die sogenannten Landerziehungsheime einen großen Erfolg haben.<sup>200</sup>

1848 bis 1854 und 1867 bis 1869 war Keller Mitglied des Ständerates und 1854 bis 1866 des Nationalrates. Religiös wandte er sich dem Ultrakatholizismus zu und war einer der Hauptmitbegründer der christ-katholischen Kirche der Schweiz.

Aber Augustin Keller war auch Dichter. Allerdings hat er diese seine Gabe zu wenig beachtet und gepflegt. Durch seine Lehr- und Lesebücher aber, die viele Auflagen erlebten, ist er zum eigentlichen Volksschriftsteller geworden, denn neben der Aufnahme von Gedichten und Prosastücken bewährter Pädagogen, ist das meiste und der Grund-

<sup>198</sup> J. Burkart. S. 96/101. <sup>199</sup> J. Burkart. S. 102/112. <sup>200</sup> Wir denken dabei hauptsächlich an das Landerziehungsheim Glarisegg am Bodensee und an die seit 80 Jahren bestehende und blühende Lehranstalt Schiers in Graubünden.



stock des Ganzen von ihm selbst geschrieben worden, aus der Tiefe seines Herzens und Gemütes. Diese Bücher beschränkten sich nicht bloß auf den Aargau, sondern waren auch im Kanton Bern und Luzern eingeführt. „Die Kinderreime, Gleichnisse, Rätsel, Lehrsprüche, Lieder, Legenden, Erzählungen und Balladen, aus Sage und Geschichte, Natur, leben noch heute in der Erinnerung der alten Leute derjenigen Kantone fort, in welchen Kellers Lehr- und Lesebücher eingeführt waren.“<sup>201</sup> — In der Zeit der Kämpfe um die aargauische Verfassungsrevision 1850/52, die dreimal verworfen und erst in der vierten Abstimmung angenommen wurde, entstanden die „Briefe des Gätterlimachers über die neue Verfassung“, hinter welchen sich Augustin Keller verbarg, und unter deren Maske er dieselbe wacker befürwortete. Sie erschienen in der ersten Februarwoche 1852 in der „Neuen Eidgenössischen Zeitung“ und haben sicherlich dazu beigetragen, daß die Verfassung am 22. Februar 1852 angenommen wurde.<sup>202</sup> — Da Keller einen schalkhaften Mutterwitz besaß, sind seiner Feder eine ganze Anzahl von Schwänken entsprungen, von denen J. Hunziker sagt, „daß man, um ähnliches wiederzufinden, aus der Gemütsode der Gegenwart, um volle drei Jahrhunderte in die Reformationszeit zurückgreifen müßte.“<sup>203</sup> Diese Schwänke waren gewöhnlich in Mundart geschrieben und darum umso beliebter.

„Als Augustin Keller wenige Jahre vor seinem Tode in Zürich mich zufällig traf“, erzählt sein berühmter Namensbruder Altmeister Gottfried Keller, rief er mich an: „He Vetter, ich bin auch unter die Dichter gegangen; ich will in Druck erscheinen; was sagst Du dazu?“<sup>204</sup> Den Druck hat er nicht mehr erlebt, er lag seinen Kindern ob. — Da Augustin Keller mit Gottfried Keller öfters in der „Meise“ zusammenkam, wandte sich dessen Sohn Arnold Keller an Meister Gottfried, damit dieser ihn über die Herausgabe der Gedichte berate.

Gottfried Keller gab ihm am 8. Januar 1889 eine Antwort, in welcher es u. a. heißt: „Die Veröffentlichung dieses poetischen Nachlasses halte ich für durchaus wünschbar und ehrenvoll für den Kanton Aargau, erfreulich für die liberale Schweiz, die in demselben eine schöne Vollendung des Charakterbildes, eines der kräftigsten Träger und Bewegener einer langen, wichtigen Regenerationsperiode enthält.“<sup>205</sup>

1889 sind dann die „Gedichte von Augustin Keller“ bei Huber in Frauenfeld erschienen. Diese zerfallen in acht Abschnitte. Der erste ist

<sup>201</sup> Ke. Ke. S. 496. <sup>202</sup> Ke. Ke. S. 291. <sup>203</sup> J. Hunziker. S. 85. <sup>204</sup> Augustin Keller, Gedichte. Vorwort. <sup>205</sup> Ke. Ke. S. 497.

„Sage und Geschichte“ gewidmet und enthält u. a. die Gedichte „Niklaus Thut“, „Meister Hämmerli“, „General Dufour“ und den berühmten „Hofritt“, <sup>206</sup> der den Besuch des Herrn von Hallwil um 1500 schildert, wie auch das Verderbnis der Klöster, dem teils der Geist Meister Hämmerlis, teils der Held von Hallwil das Urteil sprechen. Das zweite Kapitel enthält „Legenden“, so „die beiden Raben“, „die Sebastiansbrüder“, „Tongo“ und „Sanft Gallus“, den wir hier wiedergeben:

#### Sanft Gallus.<sup>207</sup>

Sanft Gallus kam aus Schottland an,  
Er brach im Land dem Glauben Bahn.

Er predigte am Bodensee,  
Bezwang an Kranken jedes Weh.

Die Wildnis ward ihm untertan,  
Er baute sie zum Garten an.

Es diene gar der Bär ihm treu  
Und trug ihm Brot und Holz herbei.

Und mit der Psalmen Melodei  
Sang er den Wald von Drachen frei.

Und endlich sang sein frommer Chor  
Sanft Gallen aus dem Wald hervor.

Im dritten Abschnitt behandelt Keller „Lieder und Parabeln“: „das Häslein“, „die fische“, „die Seerosen“, „der See brüllt“ u. a. Der vierte Abschnitt „Land und Leben“ enthält allerlei von Keller persönlich Erlebtes, so „mein erster Wirtshausbesuch“, „der Vertreter am Schützenball“, „Prolog zum Rütlikonzert der Kantonschüler in Aarau“, „Kranzsprüche zum Kadettenfest in Baden 1851“. Die Gedichte des fünften Abschnittes, welche die Überschrift „Lieder“ tragen, hätten zwar ebenso gut anderswo eingereiht werden können, da solche wie der „festgesang auf das aargauische Kadettenfest in Baden 1851“ und der „festgesang zur Einweihung des Lehrerseminars im aufgehobenen Kloster Wettingen am 20. Jänner 1847“ nicht als eigentliche Lieder bezeichnet werden können. Im übrigen sind sie meist auf Naturereignisse eingestellt: „Im Maien“, „die Sonne“, „frühlingsempfang“ und

<sup>206</sup> U. Keller. Gedichte. S. 55/82. <sup>207</sup> S. 85.

„Der Laubfall.“<sup>208</sup>

Die Bäume und die Reben,  
Die falben heuer früh;  
Ihr saftig grünes Leben  
Erblich so schnell noch nie.

Wie schlossen alle Wälder  
Noch erst ihr dichtes Dach!  
Nun fliegt es in die Felder  
Bevor der Reif es brach.

Laß dich das nicht verdrießen!  
Je früher streut der Bolz  
Das Laub zu deinen Füßen,  
Je reifer ist das Holz.

Die runden Augen schauen  
Mit fruchtreichem Schein —  
Du darfst den Blicken trauen! —  
Ins neue Jahr hinein.

Ein besonderer Abschnitt, der VI., wird den Studenten gewidmet und enthält „Denksprüche an Studierende“, „an Kandidaten des Lehramtes“, „an Kandidaten der Theologie“, „an Kandidaten der Naturwissenschaft“, „an Kandidaten der Medizin“, „an Kandidaten der Jurisprudenz und Staatswissenschaft.“ Ein VII. Kapitel umfaßt „Lehrsprüche der Natur, des Lebens und der Geschichte.“ — Das sowohl an schöpferischem Geist, als auch an Gestaltungskraft und Urwüchsigkeit reichste Kapitel ist indes das VIII., gewidmet „den lieben Kleinen für Schule und Haus.“ Es enthält Erzählungen, Beschreibungen, Gleichnisse, Rätsel und Lehrsprüche, teilweise in Mundart gedichtet, was ihnen nur mehr Reiz und Volkstümlichkeit verleiht. Wir können uns deshalb nicht enthalten, hier noch zum Schlusse vom Besten wiederzugeben:

## Der Apfeldieb. (S. 217).

Im Garte stah en Äpfelbaum  
Mit Äpfle rot und gäl wie Gold;  
Do schlüft es Buebli dur de Zaun  
Und seit: „Den Äpfle bin i hold.“

<sup>208</sup> A. Keller. Gedichte. S. 182.

Es gönnt und füllt all Bümper a,  
 Und ißt derzue, so viel as's mag;  
 Doch Blitz! do pfist's, es chunt e Ma!  
 Und 's Buebli springt und schlüft i Hag.  
 Do bsticht's im Loch, es cha ke Wäg,  
 und zablet wie ne gfangni Muus;  
 Do macht de Ma ne Ruete zwäg  
 Und chlopft dem Diebli d'Hösli us.

Die Heimat. (S. 236).

Es ist eim, wenn bi Nacht de Mon am Himmel  
 So früntli abe luegt und d'Sterne flimmere,  
 Als wie'me Chind, wenn's us der Regenacht,  
 Vom wite Gang ermattet, nöcher chunnt,  
 Der Heimet und no feini Dächer gseht,  
 Und nume do und dert es früntligs Liecht.  
 Es goht und freut si binem sälber denn,  
 Und seit: „Gott Lob und Dank, i bi deheim  
 Und gseh mi Vater dert und mini Lüt,  
 Und 's isch mer wohl im Scherme und am Liecht!“

Zorn und Rache. (S. 243).

Uf Zorn und Rach folgt Weh und Ach;  
 Drum tue mer, Chind, bi beede gmach!  
 Was hend die Alte drüber gseit?  
 Wie hend de Zorn sie ruhiggleit?  
 „Wart es Wile, beit e Wile,  
 Sitz e Wile nieder;  
 Und wend es Wile gsäffe bist,  
 So chumm und säg mer's wieder.“

Augustin Keller am nächsten stand, deshalb weil er sein Schwieger-  
 vater war und mit ihm am Seminar ein gemeinsames Arbeitsfeld hatte,

Michael Traugott Pfeiffer.<sup>209</sup> 1771 wurde er unweit von  
 Würzburg geboren und genoss in dieser Stadt seine Ausbildung. 1790  
 begibt er sich indes nach Solothurn, wo eine Tante Klosterfrau ist.  
 Hier war er Musiklehrer und Instruktor der lateinischen und deutschen

<sup>209</sup> a) Ke. Ke. S. 14 ff. 151/153, 158/163, 236/237. b) O. Hunziker, Geschichte  
 der Schweiz. Volksschule. II S. 370/373.



Sprache. Er schrieb kleine Singspiele für das dortige Liebhabertheater und war literarisch tätig als Mitarbeiter des „Solothurner Wochenblattes.“ 1796 wendet er sich nach Genf, wo er sich rasch in der französischen Sprache und Literatur einlebt. Nach Solothurn zurückgekehrt, ist er eine Zeitlang Bureauchef der kantonalen Verwaltungskammer und erster Angestellter des Regierungstatthalters. Inzwischen hat er sich mit den Lehren und Grundsätzen von Pestalozzi vertraut gemacht, ist davon begeistert und begibt sich zu diesem nach Burgdorf, wo er freundlich aufgenommen, zwei Jahre verweilt. Im Herbst 1803 kehrt er nach Solothurn zurück, um dort eine private Erziehungsanstalt nach pestalozzischen Grundsätzen zu errichten. Allein das konservative Solothurn befürchtete Gefährdung der Religion und verwies Pfeiffer des Kantons. Nachdem die sereine Zeitlang wieder bei Pestalozzi in Münchenbuchsee verweilt hatte, erhielt er die Erlaubnis, sein Institut in Solothurn fortzuführen. Indes wandte er seine Blicke nach dem Aargau, wo man namentlich, was das Erziehungswesen anbetrifft, viel großzügiger und weitherziger war. 1805 begab er sich nach Lenzburg und schloß mit dem Stadtmann einen Vertrag, wonach ihm eine Anzahl Bürger ihre Söhne nach absolvierter Staatschule zur weiteren Ausbildung anvertrauten. Er erteilte ihnen täglich 6 Stunden Unterricht in Deutsch, Latein, Französisch, Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturkunde und Gesang. Schon vorher hatte er sich mit Elisabeth Amiet verheiratet und hier kam ihr einziges Kind Josephine, die spätere Gattin Augustin Kellers, zur Welt. — Auch in Lenzburg stand Pfeiffer an der Spitze der theatralischen und musikalischen Unterhaltungen und seine Anregungen faßten festen Boden und lebten als Ortstradition fort, als Pfeiffer schon längst gestorben und sollen auch heute noch spürbar sein. Zu jener Zeit begann auch seine Tätigkeit mit Hans Georg Nägeli für veredelten Volksgesang. Seine Gesangslehre geht nach pestalozzischen Grundsätzen. Damals hat Pfeiffer auch seine besten Lieder gedichtet und komponiert: „Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammt“, „Die Milde“, „Die Heimat“, „Für Dich“. Im Jahre 1808 erhielt Pfeiffer vom Stadtrat das Amt eines Schuldirektors. Daneben wurde ihm vom Kleinen Rat des Kantons Aargau die Abhaltung eines dreimonatigen Primarlehrerkurses übertragen. Dem ersten von 1808 folgte ein zweiter 1809, ein dritter 1816 und ein vierter 1820. Als dann 1821 mit der Errichtung eines Seminargebäudes Ernst gemacht werden sollte, bot man Pfeiffer die Leitung desselben an. Er lehnte jedoch ab und ließ

sich 1822 als Lehrer für alte Sprachen an die Kantonschule wählen. Zehn Jahre hat er dort gewirkt. Aber nach dem Tode seiner Gattin, einem Ereignis, das seiner geistigen Kraft schwer Abbruch tat, folgte Pfeiffer seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Augustin Keller nach Luzern. 1834 war er 6 Monate lang vom Abgang des alten Seminardirektors Nabholz bis zum Amtsantritt Kellers interimistisch Seminardirektor in Aarau. Darauf wurde er zum Lehrer für Gesang und Musikunterricht ernannt. 1837 siedelte er mit dem Seminar nach Solothurn und 1846 nach Wettingen über. Indes ging es von da an mit seiner Gesundheit abwärts und am 20. Mai 1849 erfolgte sein Tod. Am Grabe sangen die Seminaristen das von Pfeiffer gedichtete und komponierte Lied:

„Dem Starken hofft im Mißgeschicke,  
all Schwächeres Hülf und Trost und Ruh.  
Im Stübchen kehrt die matten Blicke  
dem Sonnenlicht das Pflänzchen zu.  
Seid Brüder, stark und mild und gut  
den Schwachen nehmt in eure Hut.“

Eine eigenartige, vielgewanderte und vom Leben umhergeworfene Persönlichkeit war der aus der preußischen Grafschaft Henneberg gebürtige (1796)

Johann Daniel Elster.<sup>210</sup> 1816 bezieht er die Universität Heidelberg, wo er auf Beschluß des Familienrates hin Theologie studiert. Durch ein Duell im Gesichte verletzt, vertauscht er diese mit der Medizin. Später begibt er sich nach Jena. Durch Sands Tat mit einer Untersuchung bedroht, wendet er sich über Holland nach London, um sich für die südamerikanische Republik Columbia anwerben zu lassen. Da dieser Plan scheitert, läßt er sich in Paris in die französische Fremdenlegion einreihen. Mit dieser gelangt er nach Korsika, wo ihm sein musikalisches Talent Gönner und damit die Freiheit verschafft. 1821 nimmt er in Würzburg die Studien der Medizin wieder auf, verletzt indes einen Komilitonen im Duell lebensgefährlich und muß ein zweites Mal fliehen. In Marseille schiffet er sich nach Griechenland ein und tritt mit dem Rang eines Bataillonsarztes in das Philhellenenbataillon ein und macht die Schlacht bei Peta mit. Nach vielen Irrfahrten kehrt er schließlich nach Frankreich zurück, wo er sein Leben auf Konzertreisen

<sup>210</sup> 0 Fahrten eines Musikanten von Ludwig Bechstein. Hausbibliothek 1858.

verdient. Dann wendet er sich in die Schweiz. Im Institut des Pädagogen Christian Lippe auf Schloß Lenzburg wird er Musiklehrer und macht die Bekanntschaft von Hans Georg Nägeli und Pfeiffer. 1829 kehrt er in die Heimat zurück zu seiner nun verwitweten ehemaligen Geliebten, die er heiratet. Er ist Gutsverwalter, eine Zeitlang auch Gastwirt und Posthalter in Hildburghausen. Nach dem Tode seiner Gattin ist er Musikdirektor bei wandernden Schauspieltruppen und kommt in dieser Eigenschaft 1839 zu Birch-Pfeiffer nach Zürich. Durch eine zweite Heirat mit einer ehemaligen Schülerin aus Baden wird er dauernd an die Schweiz gefesselt. In Bremgarten bekleidet er die Stelle eines Musiklehrers und wird 1846 an das Seminar Wettingen berufen. Die Einweihungsfeier des Seminars wurde eröffnet durch einen Festgesang, den Augustin Keller dichtete und Elster komponierte. Schriftstellerisch hat sich Elster ausgezeichnet durch seine dreibändige „Schweizerische Volksgesangschule“ und durch sein „Gesangsbuch für die Gemeindeschulen des Kantons Aargau“. 1857 starb Elster an einem Leberleiden.

Ein dritter deutscher Musiker ist

Johann Heinrich Breitenbach<sup>211</sup> aus Offenau bei Heilbronn. Er besucht die Musikschule Stuttgart und wird dann bei der Militärmusik angestellt. Um 1830 kommt er zu Fellenberg nach Hofwil. 1835 wird er Gesangslehrer in Lenzburg, kehrt aber nach einigen Jahren in sein von ihm verehrtes Hofwil zurück. Erst 12 Jahre später tritt er als Gesangslehrer in die Bezirksschule in Muri ein, um 1858 als Nachfolger Elsters endgültig an das Lehrerseminar nach Wettingen überzusiedeln. 1866 ist sein Todesjahr.

Abichtlich haben wir auch kurz das Leben und Schaffen dieser Musiker skizziert, weil es wirklich auffallend ist, wie eine Zeitlang beinahe auf allen Gebieten das deutsche Element befruchtend auf das geistige Leben des Aargaus wirkte.

<sup>211</sup> Mü. Na. II. S. 298/299.